



Schwerpunkt

Mission: Dekolonisation

Außerdem im Heft

Wenn Gewalt zum Alltag gehört

Viele Kinder in Ecuador wachsen zwischen Ganggewalt und Hoffnungslosigkeit auf. Kirchliche Organisationen versuchen, dem etwas entgegenzusetzen.

Frontalangriff auf die Kirchen

Totale Kontrolle lautet die Devise des Diktatorenehepaares in Nicaragua. Das Regime geht massiv gegen Kirchen vor.

Regenbogennation auf der Kippe

30 Jahre nach dem Ende der Apartheid – wie steht es um Südafrika? Diese Frage beantwortet Alan Storey im Interview.



INHALT



Schwerpunkt: Mission Dekolonisation

4 Eine Ausstellung zu Mission – aber wie?

Friederike Krippner beleuchtet die Bemühungen des Berliner Missionswerks, sich kritisch mit seiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Die Ausstellung „Mission:Reflexion“ ist eine Antwort auf die gesellschaftliche Forderung nach einer Aufarbeitung des kolonialen Erbes.

10 Neue Wege für eine neue Zeit

Über sein Verständnis von Mission und die Arbeit der Kommission für Weltmission und Evangelisation des Ökumenischen Rates der Kirchen spricht der Vorsitzende Pastor Michael Blair im Interview.

12 Schatten der Vergangenheit

Um alte Strukturen zu überwinden, sind Dekolonisierungsprozesse sehr wichtig. Das betrifft aber nicht nur ehemalige kolonisierte Staaten, sondern auch die ehemaligen Kolonialmächte.

15 Suche nach neuen Formen der versöhnten Verbindung

Gedanken zum Thema von Alena Höfer, Referentin für Frauenpolitik und intersektionalen Feminismus am Institut für Kirche und Gesellschaft in der Evangelischen Kirche von Westfalen.

16 Unverzichtbar, aber unsichtbar

Frauen wirken weltweit an Dekolonisierungsprozessen mit, aber nicht immer sind sie dabei sichtbar.

20 Poster: Dekolonisierung wo und wie

Wir stellen einige Problemfelder und Lösungsansätze vor.

2 Panorama

22 Aufwachsen zwischen Ganggewalt und Hilflosigkeit

Ecuador hat sich innerhalb des letzten Jahrzehnts vom sicheren zum gefährlichsten Land Lateinamerikas gewandelt. Besonders der Alltag von Kindern verändert sich durch diese Situation stark.

27 Frontalangriff auf die Kirchen

In kaum einem Land Lateinamerikas geht der Staat so offen gegen die Kirchen vor wie in Nicaragua.

30 Die Regenbogeneration auf der Kippe

Vor 30 Jahren legte die südafrikanische Verfassung den Grundstein für eine gerechte Gesellschaft. Doch wie viel davon ist heute Realität?

35 Kolumne

36 Wenn Bankgeschäfte Leben retten

Kirchen weltweit hätten ein starkes Instrument im Kampf gegen den Klimawandel – wenn sie es denn nutzten.

38 Buchbesprechungen

39 Ein Bild – eine Geschichte

40 Rezept

Rätsel/Vorschau

Impressum

Titelfoto: Mihai Surdu/unsplash



ISSN 0949-216X
(früher „die Weltmission“) 104. Jahrgang
Zeitschrift der Evangelischen
Mission Weltweit e. V. (EMW)
Herausgeber: Rainer Kiefer
Chefredaktion: Corinna Waltz (v.i.S.d.P.)
Redaktion: Corinna Waltz (CW), Tanja
Stünckel (TS)
Redaktionsassistentin: Bianca Soltau
Layout: Bianca Soltau



Redaktionsadresse:
EineWelt, EMW, Normannenweg 17-21,
20537 Hamburg, Tel. 040 25456-153,
redaktion@mission-weltweit.de

EineWelt erscheint vier Mal jährlich.
Jahresbezugspreise:
Print- und Digital-Abo: Inland 18 Euro
Ausland: 22 Euro / Digital-Abo: 12,50 Euro
Einzelheft: 4,50 Euro



Verlag und Vertrieb:
Missionshilfe Verlag
Verlag der Deutschen Evangelischen
Missionshilfe, Normannenweg 17-21,
20537 Hamburg, Tel. 040 25456-143,
Fax 040 2542987
info@demh.de, www.demh.de

Bank: Ev. Darlehensgenossenschaft (EDG)
Kiel, IBAN: DE77 5206 0410 0006 4137 14



Anzeigen: Auf Anfrage beim Verlag.

Druck: MHD Druck und Service,
29320 Hermannsburg

EineWelt wird auf FSC-zertifiziertem
Papier gedruckt, die CO₂-Belastung durch
den Druck wird durch
Kompensationszahlungen an
klimaschonende Projekte ausgeglichen.

EDITORIAL



EMW

Corinna Waltz

Chefredakteurin »EineWelt«

LIEBE LESER*INNEN,

Dekolonisierung bedeutet nicht nur, ehemaligen kolonialisierten Ländern bei der Überwindung historischer Lasten zu helfen; sie erfordert auch, dass die früheren Kolonialmächte ihre eigenen Strukturen und Denkmuster hinterfragen. Gerade in den Kirchen, wo koloniale Einflüsse bis heute tief verankert sind, ist die Aufarbeitung essentiell. Dies ist ein komplexer und oft schmerzhafter Prozess, der jedoch unverzichtbar ist, um ein friedliches und gerechtes Miteinander zu fördern. Das wird in den verschiedenen Beiträgen unserer aktuellen Ausgabe deutlich.

Ein Beispiel ist die neue Ausstellung des Berliner Missionswerks, die anlässlich des 200-jährigen Bestehens konzipiert wurde. Bei der Ausstellung „Mission:Reflexion“ ist der Name Programm: Sie lädt zur Reflexion über den Missionsbegriff ein und reflektiert die eigene Geschichte und deren Verstrickungen in koloniale Strukturen – und das nicht linear und monoperspektivisch, sondern in all ihren Verflechtungen.

Thea Hummel macht im Interview deutlich: Frauen spielen weltweit eine tragende Rolle in den Dekolonisierungsprozessen, doch allzu oft bleibt ihre Arbeit im Verborgenen. Dabei gestalten sie aktiv die Wege zu einem gerechteren Miteinander, treten für Minderheiten ein und kämpfen gegen Ungleichheit und Unterdrückung. Diese Unsichtbarkeit ihrer Beiträge gilt es aufzulösen und ihre Stimmen in diesen Transformationsprozessen zu verstärken.

Bei all der Schwere und Komplexität des Themas macht mir der von Alena Höfer vorgeschlagene Perspektivwechsel Mut. Sie ist überzeugt: Dekolonisierungsprozesse in der Ökumene „verharren nicht in der radikalen Kritik, sondern es ist ihre Aufgabe nach neuen Formen der versöhnten Verbindung zu suchen, die gewachsene konstruierte Trennungen durchbricht, Sensibilität füreinander in einer rassistischen, sexistischen und kapitalistischen Welt ermöglicht und wirkliche, ehrliche Verbindung zueinander schafft.“

Es grüßt Sie Ihre

Corinna Waltz

EMW-Vorstand wieder komplett

Während der jährlichen Mitgliederversammlung der Evangelischen Mission Weltweit (EMW) wählten die Delegierten der Mitgliedswerke, -kirchen und -organisationen Yasna Crüsemann und Dr. Emmanuel Kileo als neue Mitglieder in den EMW-Vorstand. Die Nachwahl war nötig geworden, da Generalsekretär Dr. Dieter Heidtmann (Evangelische Mission in Solidarität) und Pastor Michael Thiel (Evangelisch-lutherisches Missionswerk in Niedersachsen) ihre Ämter im EMW-Vorstand niedergelegt hatten. Pfarrerin Yasna Crüsemann ist Pfarrerin der Evangelischen Landeskirche in Württemberg in den Gemeinden Gruibingen und Wiesensteig. Sie ist seit 2019 Mitglied der württembergischen Landessynode und dort Vorsitzende des Ausschusses für Mission, Ökumene und Entwicklung. Außerdem ist Crüsemann Mitglied der 13. Synode der Evangelischen Kirche in

Deutschland (EKD). Pfarrer Dr. Emmanuel Kileo ist seit November 2023 Direktor des Evangelisch-lutherischen Missionswerks (ELM) in Niedersachsen. Zuvor war er stellvertretender Präsident für Verwaltung und akademische Angelegenheiten am Stefano Moshi Memorial University College in Tansania. Mit der Wahl von Yasna Crüsemann und Dr. Emmanuel Kileo ist das 15-köpfige Gremium wieder komplett. Die nächste turnusgemäße Vorstandswahl findet im Herbst 2027 statt. (TS)



Corinna Walz/EMW



Barmer Theologische Erklärung

Die Barmer Theologische Erklärung von 1934 war eine entschlossene Reaktion evangelischer Kirchen in Deutschland auf den totalitären Machtanspruch der Nationalsozialist*innen, die versuchten, das Christentum ihrer Ideologie zu unterwerfen. Die sechs Thesen der Erklärung bekamen in vielen Kirchen weltweit Bekenntnischarakter und inspirierten später andere Glaubensbekenntnisse. So auch

3 FRAGEN AN...



Dr. Ipyana Mwamugobole

Theologischer Referent der Evangelischen Mission Weltweit (EMW)

Was reizt Sie an der Stelle als Theologischer Referent bei der EMW?

Die Begleitung von missionstheologischen und ökumenischen Diskursen in der weltweiten Christ*innenheit, die Organisation von Fachkonferenzen und Konsultationen, die Koordination von Studienprozessen zu

verschiedenen Themen und die Impulse von EMW-Mitgliedern und -Partnerorganisationen zu nutzen, diese Aufgaben sind es, die mich besonders reizen. Es ist eine besondere und einzigartige Gelegenheit für mich, das, was ich habe, weiterzugeben und gleichzeitig mehr über die globale Kirche zu lernen, um die Kirche weltweit zu stärken.

Was verbindet Sie mit Ökumene, Mission und weltweiter Kirche?

Ökumene ist ein Schwerpunkt meiner bisherigen Arbeit. Ich habe in diesem Zusammenhang eine Vielzahl von Konferenzen, Seminaren und Workshops besucht und selbst organisiert. Aus diesem Engage-

ment entstand auch meine Forschungsarbeit zum Thema „Ökumene und Gerechtigkeit in Tansania“. Was die Mission betrifft, habe ich positive und negative Auswirkungen in Tansania gleichermaßen kennengelernt. Denn die Geschichte der Kirche in Tansania ist auch eine Missionsgeschichte. Aus dieser Erfahrung bin ich der Meinung, dass es wichtig ist, eine Mission zu betreiben, die den Kontext und die Kultur einheimischer Menschen und Kirchen nicht untergräbt.

Sie kennen sowohl Tansania als auch Deutschland. Was möchten Sie aus dieser Doppelperspektive in Ihre

0 Jahre

he Erklärung

die Erklärung, die die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen 2004 in Accra, Ghana formulierte. Das Bekenntnis von Accra weist den absoluten Herrschaftsanspruch des neoliberal-kapitalistischen Weltwirtschaftssystems zurück. Es fordert ein gerechtes Wirtschaften, das die Schwächsten in den Blick nimmt und an der Bewahrung der Schöpfung orientiert ist.

Das Gespräch führte Tanja Stünckel

neue Stelle einbringen?

Beide Kontexte zu kennen, ist ein Vorteil und wird mir bei meinen Aufgaben helfen. Denn Kontext ist mehr als ein Ort; es geht darum, die Menschen und ihre Kultur zu kennen, die Art und Weise, wie sie die Dinge wahrnehmen und daran arbeiten, unterschiedliche Perspektiven miteinander in Einklang zu bringen. Wir können eine Menge voneinander lernen. Die Kirche in Tansania braucht die Kirche in Deutschland und umgekehrt, dasselbe gilt für die Kirche in Europa und die Kirche in Afrika. Wir brauchen einander. Liebe und Toleranz sind entscheidend, um Gottes Mission zu erfüllen.

Unsere Lese-Tipps

Eine andere Geschichte Amerikas

Die Darstellung der Geschichte Amerikas ist geprägt von Stereotypen. Pekka Hämäläinen, Professor für Amerikanische Geschichte an der University of Oxford, will dieses verfälschte Geschichtsbild mit seinem Buch „Der indigene Kontinent“ geraderücken. Dem Narrativ der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus und der daran anschließenden Eroberung durch europäische Imperien, denen die indigenen Völker Amerikas nur wenig entgegenzusetzen gehabt hätten, stellt Hämäläinen eine weitreichende Gegenerzählung gegenüber. So gelingt es ihm, bislang selbstverständlich geglaubte Annahmen über die amerikanische Geschichte zu erschüttern. Er zeigt auf interessante und anschauliche Weise eine souveräne Welt indigener Völker, deren

Mitglieder keineswegs hilflose Opfer kolonialer Gewalt waren, sondern den Kontinent auch nach der Ankunft europäischer Siedler*innen noch Jahrhunderte lang beherrschten. Es ist ein Buch, das den Widerstand gegen die Kolonisierung auf dem amerikanischen Doppelkontinent beschreibt und indigene Völker dorthin rückt, wo sie hingehören: in das Zentrum amerikanischer Geschichte.

Tanja Stünckel



zu gewinnen
siehe Rätsel

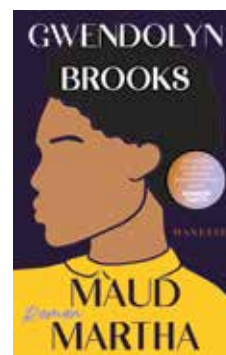
Pekka Hämäläinen
Der indigene Kontinent
Verlag: Antje Kunstmann
655 Seiten
ISBN 978-3-95614-564-3

Nach 70 Jahren endlich auf Deutsch

Es hat lange gedauert, bis diese literarische Perle auch für deutsche Leser*innen zu entdecken möglich war. Denn Gwendolyn Brooks Buch Maud Martha erschien bereits 1953 in den USA. Es ist der einzige Roman der bekannten amerikanischen Lyrikerin, die als erste Schwarze 1950 den Pulitzer-Preis bekam. Ihre Protagonistin Maud Martha hat sie dabei an ihre eigene Erlebnisbiografie angelehnt. Maud Martha Brown wächst in den 1940ern auf der South Side von Chicago auf. Inmitten von verfallenen Kneipen und überwucherten Gärten träumt sie von New York, von der großen Liebe, von einer heiteren Zukunft. Sie schwärmt für Löwenzahn, verliebt sich das erste Mal, dekoriert ihre erste eigene Küchenzeile, bekommt ein Kind. Auch

ihr Mann hat Träume, doch die sind durchaus anders als ihre. Zudem fühlt er sich ihr wegen Geschlecht und hellerer Haut überlegen. Und obwohl Maud Martha sich außerdem mit dem allgegenwärtigen Rassismus dieser Zeit konfrontiert sieht, gelingt es ihr dennoch, ihre Würde zu bewahren. Aus dem Amerikanischen von Andrea Ott. Mit einem Nachwort von Daniel Schreiber.

Tanja Stünckel



zu gewinnen
siehe Rätsel

Gwendolyn Brooks
Maud Martha
Verlag: Manesse
160 Seiten
ISBN 978-3-7175-2564-6

Eine Ausstellung zu Mission – aber wie?

In einer weitgehend säkularisierten deutschen Gesellschaft ist der Begriff „Mission“ in Verruf geraten, insbesondere mit seiner Verbindung zum Kolonialismus. Friederike Krippner beleuchtet die Bemühungen des Berliner Missionswerk, sich kritisch mit seiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen und ein neues Ausstellungskonzept mit dem Titel „Mission:Reflexion“ als Antwort auf die gesellschaftliche Forderung nach einer Aufarbeitung des kolonialen Erbes zu entwickeln.



Pünktlich zur 200-Jahr-Feier des Berliner Missionswerks sollte die Ausstellung fertig werden.

Wer den Stresstest machen möchte, welchen Anfragen eine Institution, die den Begriff „Mission“ im Titel trägt, ausgesetzt ist, dem empfehle ich Folgendes: Fragen Sie abends in der Kneipe Ihre Freund*innen unverbindlich, was ihnen zum Thema „Mission“ einfällt. Die Reaktionen werden in aller Regel von ironischen Kommentaren bis hin zu barem Entsetzen reichen. Vor allem aber wird es keine drei Minuten dauern, bis die Diskussion beim Thema Kolonialismus angekommen ist.

„Mission – allein der Begriff treibt in einer weitgehend säkularisierten deutschen Gesellschaft einigen die Zornesröte ins Gesicht“, schreibt der Chef des deutschen Kulturrats und der bekennende Protestant Olaf Zimmermann denn auch anlässlich eines Schwerpunkteheftes zum Thema „Mission und Kolonialismus“: „Mission, ist das nicht längst überholt? Mission, gehört dies nicht zu den Themen, die sich glücklicherweise erledigt haben? Mission, ist dies nicht ausschließlich eine Bürde aus der Vergangenheit? Mission, sind das nicht diejenigen, die ihren Glauben einfach nicht für sich behalten können und alle Welt beglücken wollen?“ Zimmermann bringt damit die Debattenlage auf den Punkt. Der Begriff Mission hat in Deutschland deutliches Irritationspotential. Und die Irritation beruht wesentlich auf der Geschichte, die man mit dem Begriff Mission in Verbindung bringt.

„Mission ist nicht gleich und auch keine andere Form von Kolonialismus“, hält die Evangelische Mission Weltweit, der Dach- und Fachverband evangelischer Missionswerke, Kirchen und Verbände, zu dessen Mitgliedern auch das Berliner Missionswerk gehört, demgegenüber auf ihrer Webseite fest. Es gelte aber unbedingt, die eigene Geschichte

kritisch aufzuarbeiten. Damit wird zunächst einmal eine Banalität verbalisiert: Kolonialismus und Mission sind nicht das Gleiche. Selbstverständlich nicht, könnte man denken. Schon die übergeordnete Motivlage war ja eine ganz andere: Während der politische Kolonialismus primär wirtschaftliche und geopolitische Ziele verfolgte, ging es bei der Mission der Neuzeit darum, möglichst viele Menschen zum christlichen Gott zu bekehren. Die Notwendigkeit der Richtigstellung, dass es sich nicht um das Gleiche handle, hat aber mindestens drei gute Gründe:

Zum Ersten referiert sie auf die historische Tatsache, dass die christliche Mission der Neuzeit unter den Bedingungen des politischen Kolonialismus und Imperialismus stattfand. Kolonialmächte und Missionar*innen beeinflussten einander. Vielfach griffen letztere auf die kolonialen Verwaltungsstrukturen

Mission – eine Bürde der Vergangenheit?

zurück. Dass es viele Geschichten der Kritik von Missionskräften an Kolonialherrschaften gibt, widerspricht dem nicht. Es unterstreicht vielmehr: Mission und Kolonialismus sind nicht das Gleiche, ihre jeweilige Geschichte ist aber untrennbar ineinander verwoben.

Zum Zweiten einte die überwiegende Mehrheit der Akteur*innen sowohl im politischen Kolonialismus als auch in der christlichen Mission die Annahme, dass die westliche Zivilisation grundsätzlich überlegen sei. Diese Einigkeit führte auch zu einer je ganz eigenen

Schuldgeschichte. Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, dass Mission nichts anderes sei als Schuldgeschichte – wohl aber, dass ein hegemoniales Verhältnis zwischen Missionierenden und denjenigen, die sie missionieren wollten, herrschte. Dieses ungleiche Kräfteverhältnis führte auch zu gewaltvollen Akten, zu Akten der Unfreiwilligkeit und der Zerstörung, die Teil der Missionsgeschichte sind.

Zum Dritten trägt die Evangelische Mission Weltweit der eingangs skizzierten diskursiven Grundstimmung Rechnung. Die Sensibilitäten gegenüber der Kolonialgeschichte als (sich fortschreibende) Unrechtsgeschichte sind in Deutschland zwar viel später als im angloamerikanischen Raum angekommen. Aber die bundesweiten heftigen Diskussionen um das Berliner Humboldt-Forum oder die von Tagesschau bis BILD-Zeitung begleiteten Diskussionen um Rückgaben von Kulturgütern kolonialer Herkunft zeigen eindrucksvoll, dass kritische Auseinandersetzung mit Kolonialismus für Institutionen kein nice-to-have ist, wenn sie ihre Glaubhaftigkeit heute nicht verlieren wollen.

Mit seiner 200-jährigen Geschichte ist das Berliner Missionswerk eine



solche Institution. Und es stellt sich seiner Geschichte: Was heißt es, mit unserem heutigen historischen Wissen und in einer für Unrechtsstrukturen, Rassismus und Kolonialismus sensibilisierten Gesellschaft ein auch erinnerungspolitischer Ort zu sein? Diese Frage hat das Berliner Missionswerk anlässlich seines 200-jährigen Bestehens mutig zum Anlass genommen, ein neues Ausstellungskonzept für seinen kleinen Museumsraum zu entwickeln.

Der Weg war dabei ein Teil des Ziels: Denn das Missionswerk hat sich nicht alleine auf den Weg gemacht. Dabei galt es auch zu verstehen, dass die Aufarbeitung der eigenen Kolonialgeschichte zunächst einmal nicht Aufgabe der Partnerkirchen sein kann. Wo gewollt, muss sie selbstverständlich im Dialog stattfinden. Dass Partnerkirchen gerade möglicherweise ganz andere Prioritäten haben, entlastet aber nicht davon, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit ist für eine fortbestehende Institution nie etwas rein Historisches – sie verändert vielmehr im besten Fall die Institution. Im Berliner Missionswerk haben Direktor und Mitarbeitende im engen Austausch mit einem eigens dafür zusammengestellten International Advisory Board einen ehrlichen, konstruktiven und manchmal auch schmerzhaften Blick auf die eigene Geschichte und Gegenwart geworfen.

Leitend waren dabei Fragen wie diese: Was wissen wir über unsere Geschichte? Wie hat sich das Missionsverständnis im Laufe der Zeit geändert? Welche Geschichten (etwa Geschichten Schwarzer Missionare, Geschichten von Frauen) wurden in der bisherigen Ausstellung noch nicht erzählt und warum nicht? Wie ist damit umzugehen, dass viele der überlieferten Quellen (Fotos, Briefe, Tagebucheinträge) einen ausschließ-



Ein Zeitstrahl erzählt die 200-jährige Geschichte multiperspektivisch.

Geerd Herzog/BMW (2)

lich weißen Blick reproduzieren? Wie können wir die Vernetzungen untereinander darstellen, im Sinne einer „entangled history“, einer transkulturellen Beziehungsgeschichte? Wie ist mit Artefakten umzugehen, von denen wir gar nicht wissen, auf welchen Wegen sie im

Wie sind Mission und Kolonisation verstrickt?

Berliner Missionswerk beziehungsweise im landeskirchlichen Archiv gelandet sind? Darf man Fotos zeigen, die Menschen abbilden, die niemals ihre Einwilligung dafür gegeben haben? Was heißt Dekolonisierung für uns? Schreiben sich Hegemonien fort – in der Ausstellungs-

praxis, aber darüber hinaus auch in unserer Arbeit mit unseren Partner*innen weltweit? Wie verstehen wir uns heute und wie uns unsere Partnerkirchen?

Am Ende dieses ersten Prozesses standen eine ganze Reihe von Empfehlungen des International Advisory Boards, deren Essenz sich wie folgt zusammenfassen lässt: Erstens wurde empfohlen, den Netzwerkcharakter der ehemaligen Berliner Missionsgesellschaft und in seiner Nachfolge des Berliner Missionswerkes zu betonen. Dabei sollte nicht verborgen werden, dass in einem solchen Netzwerk ungleiche Kräfteverhältnisse herrschen. Damit verbunden sollte, zweitens, eine konsequent kritische Selbstreflexion der eigenen Geschichte zentral für die neue Ausstellung sein, mit einem deutlichen



Mit Artefakten und Objekten und ihren (Unrechts-)geschichten wird achtsam umgegangen und Provenienzforschung betrieben.

Akzent auf die Verstrickungen von Missions- und Kolonialgeschichte. Um dem eigenen Anspruch eines weltoffenen Hauses auch in der Ausstellung gerecht zu werden, legte das Board, drittens, einen deutlichen Perspektivwechsel nahe – weg von einer weiß-eurozentrierten Geschichtserzählung hin zu einer konsequent multiperspektivischen Erzählung, die sich nicht scheut, Lücken auch als solche zu benennen. Und viertens wurde ein diskriminierungssensibler Sprachgebrauch ebenso ins Stammbuch der neuen Ausstellungsmacher*innen geschrieben wie ein achtsamer Umgang mit Objekten. Im Wissen um die (anhaltenden) Unrechtsgeschichten, die sich mit Kulturgütern verbinden, ist die Provenienzforschung in den letzten Jahren aus dem Nischeninteresse der

Kunsthistoriker*innen herausgetreten. So wurde über die Ausstellung hinaus empfohlen, Provenienzen zu klären.

Dieser Katalog, der von dem Board im Einzelnen sehr viel detaillierter ausgeführt wurde, stellt auch eine gewisse Überforderung für eine Institution dar, deren Hauptaufgabe keine museale Arbeit ist. Das Berliner Missionswerk versteht sich als partnerschaftlich strukturiertes ökumenisches Zentrum seiner Landeskirche. Die Arbeit mit den Partnerkirchen ist sein Kerngeschäft. Ein großes Glück war daher die Förderung durch die Lotto-Stiftung, die es ermöglichte, die Kuratorin Sonja Grulke, die Koordinatorin Tamara Dauenhauer sowie auch die Historiker*innen Mirja Memmen und Gordian Best einzustellen. Die Ausstellungsmacher*innen er-

arbeiteten und realisierten in enger Zusammenarbeit mit den Referent*innen des Berliner Missionswerks Martin Frank und Meike Waechter unter dem Titel „Mission:Reflexion“ ein Ausstellungenkonzept, das sich auf kleinstem Raum komplexen erinnerungspolitischen Aufgaben ebenso annimmt wie einer Darstellung, wie sich das Berliner Missionswerk heute versteht.

In kluger Aufnahme der gesellschaftlichen Anfragen an den Missionsbegriff stellen sie ins Zentrum der Ausstellung die Reflexion des Missionsbegriffs. Die Ausstellung startet dabei schon vor dem Haus, unter der umstrittenen Übersetzung des sogenannten Missionsbefehls aus dem Matthäus-Evangelium, die in goldenen Lettern über dem Eingang des Missionswerkes prangt. Ein Hörkasten

liefert eine im wahrsten Sinne des Wortes vielstimmige Einordnung in die Geschichte des Hauses und der Mission. Diese Ausgangssituation stimmt ein, sie ermöglicht den Besuchenden erste Fragen an das zu stellen, was Auftrag des Hauses ist, das sie betreten.

Der Anforderung, Geschichte nicht linear und monoperspektivisch, sondern in ihren Verflechtungen zu zeigen, also als „entangled history“, wird die Ausstellung außerdem mit einer nur auf den ersten Blick eher als konservativ erscheinende Ausstellungspraxis gerecht: einem Zeitstrahl. Der Zeitstrahl ist nicht streng linear, sondern er zeigt verschie-

Geschichte nicht nur aus einer Perspektive

dene Stränge aus unterschiedlichen Perspektiven auf. Ein besonderes Augenmerk wird daraufgelegt, Geschichten, die bisher eher marginalisiert wurden, zu zeigen. Die multifacettierte, oftmals anhand einzelner Biographien entwickelte Geschichtserzählung, fordert die Besucher*innen heraus. Geschichte ist immer ein Akt der Konstruktion, das wird hier deutlich. Was wir von Geschichte wissen, ist epistemischen Ordnungen unterworfen. Es ist sehr viel weniger einfach, sich ein Urteil zu bilden, wenn diese Multiperspektivität durchbrochen wird – aber es wird der Wirklichkeit gerechter. Am Ende geht der Zeitstrahl visuell und dramaturgisch in der Darstellung des heutigen Partnerschaftsnetzwerks auf. Hier ist noch einmal viel Raum, die weltweiten Partner*innen ins Boot zu holen.

Mission – das ist eine komplexe Geschichte: Sie hat zu tun mit Glauben und mit Abenteuerlust; mit Zerstörung alter und mit der ungefragten Etablie-



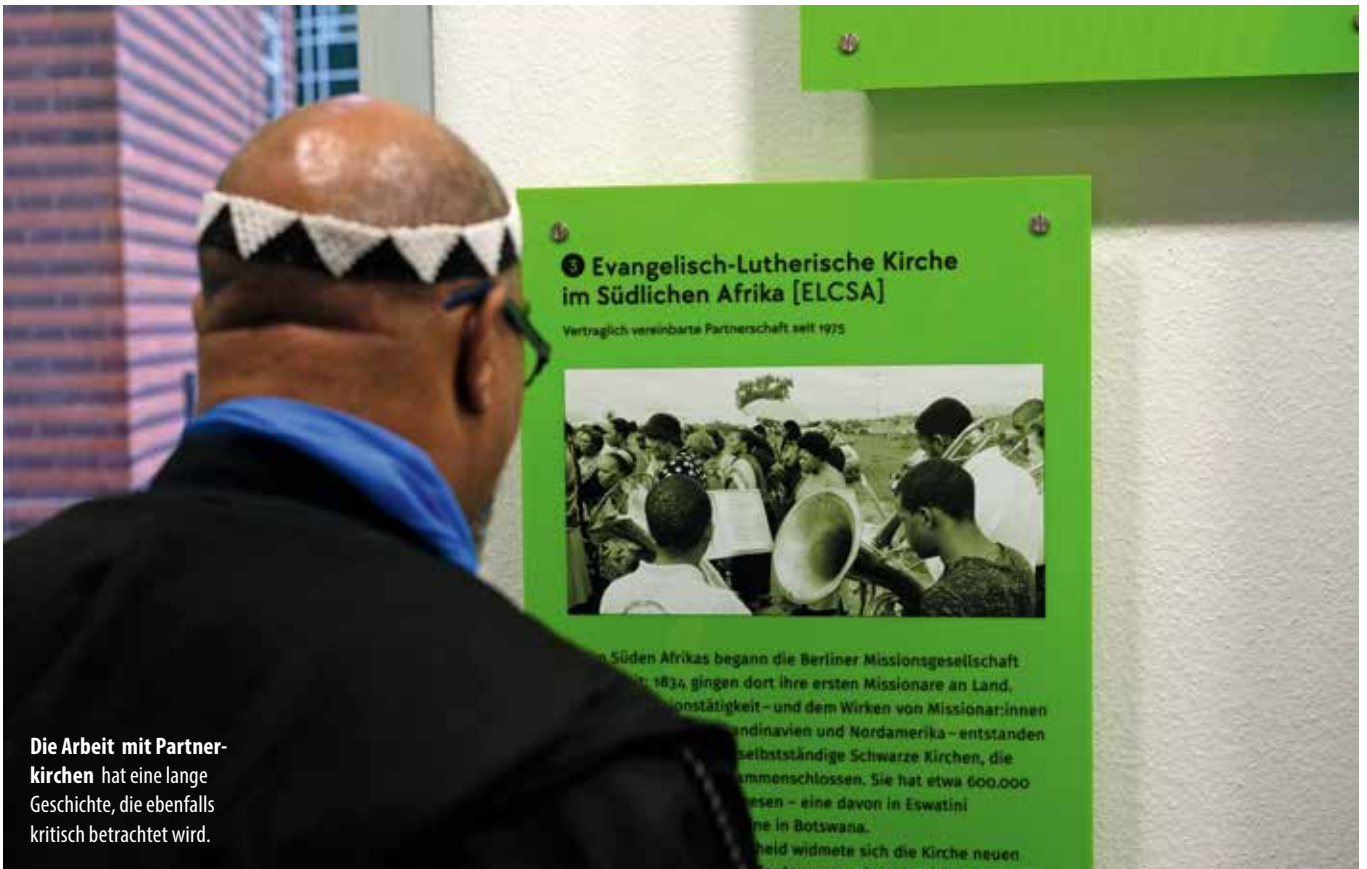
Geschichte ist immer ein Akt der Konstruktion. Nicht bei allen archivierten Objekten kann heute noch die Herkunft geklärt werden. Umso wichtiger ist es, sich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen.

rung neuer Ordnungen; mit Schutz und Freundschaft; mit Wissenstransfer in alle Richtungen. Die Missionsgeschichte hatte heilsame und brutale Momente, in ihrem Verhältnis zur Kolonialgeschichte war sie mal opportunistisch, mal subversiv und sie wirkt weit hinein in die christlichen und auch säkularen Beziehungen weltweit. Es lohnt, sich mit

ihr zu beschäftigen – weit über das Kneipengespräch hinaus! Die Ausstellung im Berliner Missionswerk bildet hierfür den idealen Anlass.

Dr. Friederike Krippner leitet als Direktorin die Evangelische Akademie zu Berlin. Die Germanistin und Theologin ist Mitglied des Berliner Missionsrates und hat das International Advisory Board moderiert.

Gekürzte Version eines Beitrags aus Mission:Reflexion. 200 Jahre Berliner Mission, hrsg. von Martin Frank, Wichern-Verlag Berlin 2024.



Die Arbeit mit Partnerkirchen hat eine lange Geschichte, die ebenfalls kritisch betrachtet wird.

3 Evangelisch-Lutherische Kirche im Südlichen Afrika [ELCSA]
 Vertraglich vereinbarte Partnerschaft seit 1975

Im Süden Afrikas begann die Berliner Missionsgesellschaft im Jahr 1814, gingen dort ihre ersten Missionare an Land. Durch die Missionstätigkeit – und dem Wirken von Missionar:innen in Nordafrika, Skandinavien und Nordamerika – entstanden in Afrika selbstständige Schwarze Kirchen, die heute in 15 Ländern zusammengeschlossen. Sie hat etwa 600.000 Mitglieder – eine davon in Eswatini und eine in Botswana. Seit 1975 hat die Kirche in Südafrika sich der Partnerschaft mit der ELCSA widmete sich die Kirche neuen Partnerschaften.



Im Schlusswort bezieht das Berliner Missionswerk Stellung und erläutert die heutige Ausrichtung der Arbeit.

Mission: Schlusswort

Unser Selbstverständnis als Berliner Missionswerk – Zentrum und damit unser Verständnis von Mission haben sich seit der Gründung vor 200 Jahren grundlegend verändert.

Wir erkennen das rassistische Überlegenheitsgefühl unserer Vorgänger:innen, Wortwahl und Selbstverständnis vieler Missionar:innen sind uns heute fremd. Wir erkennen neben dem Anspruch, unseren eigenen Glauben weiterzugeben und Menschen zu unterstützen, auch die vielfältigen Verflechtungen christlicher Mission mit den kolonialen Mächten ihrer Zeit.

Die Weltbilder früherer Missionar:innen prägen unsere Wahrnehmung bis heute. Daher ist es uns ein Anliegen, sichtbar zu machen, wie wir von beeinflusst sind. Diese Ausstellung ist ein Schritt, die Berliner Mission aufzuarbeiten.

Unsere Partnerschaften mit Partnerkirchen und der Mission anderer Missionswerke sind eng verbunden. Von ihnen hören wir, wie sie Mission in Afrika erfahren haben. In den letzten Jahren sind zudem Impulse aus dem interreligiösen und ökumenischen Dialog gekommen. Die Impulse unserer internationalen und interreligiösen Partnerschaften prägen unsere Ausrichtung und unser Christsein und prägen unsere Mission.

Gerd Herzog/BMW (3)

Neue Wege für eine neue Zeit

Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) definiert Mission so: „Mission bedeutet Leben in Fülle, Liebe und Einheit. Die Mission ist die Mission Gottes“. Innerhalb des ÖRK kommt der Kommission für Weltmission und Evangelisation (CWME) in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zu.

Der Vorsitzende der ÖRK-Kommission für Weltmission und Evangelisation Pastor Michael Blair, der auch Generalsekretär der Vereinigten Kirche von Kanada ist, spricht im Interview über deren Arbeit und seine ganz persönliche Sicht auf Mission.

Was ist die Rolle der Kommission für Weltmission und Evangelisation (CWME) innerhalb der breiteren ökumenischen Bewegung?

Seit 1910, als die ökumenische Bewegung die ersten Gespräche über Mission führte und als die CWME in Kraft trat, diente die Kommission den größeren ökumenischen Gremien dazu, eine Theologie und Praxis der Mission zu gestalten und zu formulieren. Sie bringt Fachleute für Theologie und Missionswissenschaft, Praktiker*innen, Missionswerke und Kirchenleitungen zusammen, um über Gottes Mission der Versöhnung und Heilung nachzudenken und darüber, was es bedeutet, dem Ruf Gottes zu folgen, und was Gott in der Welt vorhat.

Wie ist Ihr persönliches Verhältnis zur Mission?

Ich bin in Jamaika geboren und aufgewachsen. Ich muss gestehen, dass ich ein ambivalentes Verständnis von Mission habe. Gewissermaßen als Produkt der Missionsunternehmung bin ich den



Mike DuBoise/WCC

Michael Blair
Vorsitzender der ÖRK-Kommission
für Weltmission und Evangelisation

Missionar*innen, die auf die Insel kamen, dankbar. Aber auch als Mann afrikanischer Abstammung hat Mission und die Verwicklung der Mission in das koloniale Projekt dazu geführt, dass meine Erfahrungen und die Erfahrungen von Menschen afrikanischer Abstammung stark von der Mission geprägt wurden. Im Laufe der Jahre als Gemeindepastor in einer örtlichen Gemeinde war Mission wichtig für mein eigenes Engagement. Aber auch die Mission, die die von mir betreuten Gemeinden dazu einlud, sich mit der Frage zu beschäftigen, was Gott in der Welt tut. Und für mich ist diese Frage ein wesentlicher Bestandteil davon. Vor einigen Jahren hatte ich das Privileg, für eine Organisation tätig zu sein, die in einem unglaublich stark von Armut geprägten Viertel mit erwachsenen Menschen gearbeitet hat, die Erfahrungen auf der Straße gemacht haben, und das hat mein Missionsverständnis stark verändert und neu geprägt. Denn dadurch konnte ich anfangen, die Frage zu stellen, die sich aus dem Statement „Gemeinsam für das Leben“ ergibt, nämlich die Frage nach der Mission von den Rändern. Und damit die Frage, was diese Menschen, die auf der Straße leben, diese Menschen, die in unglaublicher Armut und Ausgrenzung leben, mich über Gerechtigkeit lehren können, was es bedeutet, treu zu sein, was es bedeutet, sich mit Fragen der Armut, aber auch mit Fragen der Ungerechtigkeit zu beschäftigen. Und so ist mein Sendungsbewusstsein nicht nur von diesem Engagement für Gottes Ziele in der Welt im Sinne der „Evangelisation“ geprägt, sondern mein Sendungsbewusstsein ist auch in einem tiefen Sinn für Gerechtigkeit verwurzelt. Was es bedeutet, Gerechtigkeit zu suchen. Was es bedeutet, sich mit den Kräften zu befassen, die an den Rand drängen, mit den Kräften, die sich auf das Leben

einzelner Menschen auswirken, und das ist ein wichtiger Teil meines Verständnisses. „Gemeinsam zum Leben“ wurde für mich zu einem entscheidenden Wendepunkt, als ich begann, mit der Frage zu ringen, was Gemeinschaften, die Marginalisierung erfahren, mir über Gerechtigkeit beibringen können, was sie mir über Gott in der Welt beibringen können und darüber, was Gott vorhat. Das alles hat meine persönliche Sicht auf Mission sehr beeinflusst.

Zum Treffen der Kommission im Juni 2024 hat Ihnen der ÖRK-Generalsekretär diesen Satz mitgegeben: „Sie gestalten die nächste Phase der christlichen Mission“. Wie legen Sie das für sich aus?

Für mich ist ein entscheidender Teil der Kommissionsarbeit das Statement „Gemeinsam für das Leben“, das von der Vollversammlung in Busan 2013 angenommen wurde. Es war eine neue, deutlich andere Formulierung des Missionsverständnisses der Kirchen. Als Teil dieses Prozesses hatten wir bzw. die vorherige Kommission die Aufgabe, der ökumenischen Bewegung dabei zu helfen, zu verstehen, was es bedeutet, wenn Mission von den Rändern aus geschieht. Wir haben uns einige Jahre lang mit der Frage beschäftigt, wer der Rand und wer das Zentrum ist, und das wurde zu einer bedeutenden Herausforderung und zu einem wichtigen Gespräch innerhalb der ökumenischen Bewegung. Jetzt beschäftigen wir uns mit den Themen: Transformation von Jünger*innenschaft, Dekolonisierung und natürlich auch weiterhin mit der Mission von den Rändern aus. Ich verstehe das Wort des Generalsekretärs also als Einladung. Es erinnert uns daran, dass wir Wege finden müssen, wie wir die einzelnen Teile zusammenbrin-

gen können, um sie zu vertiefen und als neuen Weg in dieser neuen Zeit, in der wir uns befinden, umzusetzen. Und so nehme ich es als eine Erinnerung daran, dass es nicht um den Erhalt eines Status quo geht, sondern um eine kontinuierliche Vertiefung unserer Arbeit.

Was sind Ihre Erwartungen und Ihre Vision?

Ein wichtiger Punkt für mich ist, dass ein Teil der Arbeit der Kommission in den nächsten sieben bis acht Jahren darin besteht, uns von einer reinen Missionstheologie zu einer Missionspraxis zu bewegen. Die zweite Erwartung oder Vision ist, dass die Missionspraxis die Vorstellungen der ökumenischen Bewegung tatsächlich umgestalten wird. Denn bisher haben wir die Ränder zwar erkannt und sie gewürdigt, aber wir haben nicht zugelassen, dass wir von der Führung und der Weisheit von Menschen, die Marginalisierung erfahren haben, verändert werden. Deshalb hoffe ich, dass wir durch die Arbeit der Kommission beginnen werden, uns wirklich zu verändern. Denn ich glaube, dass die Arbeit der Kommission die Fähigkeit und die Saat in sich trägt, eine tatsächliche Integration in die Arbeit zu bewirken. Eine dritte Hoffnung ist, dass wir zu einer neuen Vision dessen kommen, was es bedeutet, in Gerechtigkeit und Gleichheit für alle Menschen zu leben. Die anhaltende Auseinandersetzung über die Dekolonialisierung kann zwar in gewisser Weise pedantisch erscheinen, aber es ist die Realität, in der wir leben, und Teil unserer Arbeit, dass das koloniale Projekt aufgearbeitet werden muss.



Das gesamte Video-Interview in englischer Sprache kann auf der Website des ÖRK angeschaut werden: oikoumene.org

Schatten der Verga

Die Auswirkung von Mission und Kolonisation prägen Gesellschaften bis heute. Um alte Strukturen zu überwinden, sind Dekolonisierungsprozesse sehr wichtig. Das betrifft aber nicht nur ehemalige kolonisierte Staaten, sondern auch die ehemaligen Kolonialmächte.

Die promovierte Theologin und Referentin der Evangelischen Mission Weltweit, Almut Nothnagle, hat intensiv zu diesem Thema geforscht. Im Interview ordnet sie ein, warum Mission und Kolonisation zusammenhängen, warum ihre Einflüsse bis heute nachwirken und warum sich das ändern muss.

In der Außenwahrnehmung werden Mission und Kolonisation häufig nur als unterschiedliche Formen der gleichen Sache wahrgenommen. Wieso ist das so?

Schon seit meiner Tätigkeit als Tansania-Referentin im Berliner Missionswerk habe ich mich intensiv mit der Missions- und Kolonisationsgeschichte beschäftigt. 2005 veranstalteten wir zusammen mit der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte und dem Deutschen Historischen Museum ein internationales Symposium zu den Auswirkungen des Maji Maji-Aufstands im ehemaligen Deutsch-Ostafrika im Jahr 1905, ein Jahr nach dem Herero-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika in 1904.

Beide Aufstände wurden blutig niedergeschlagen und führten zusammen zu Hundertausenden von Toten auf afrikanischer Seite. Aufstände wie diese hat es

während der Kolonialzeit an vielen Orten gegeben. Sie sind Ausdruck der Befreiungskämpfe der Völker Afrikas, um das koloniale Joch abzuschütteln, was in fast allen Ländern in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts gelang. Die historische Schuld, die Europa und besonders Deutschland im Zuge der kolonialen Eroberung der Welt auf sich geladen haben, belastet bis heute unser Verhältnis zu den Ländern im Globalen Süden. Hier ist ein Schuldbekenntnis wichtig, wie es zum Abschluss der eingangs erwähnten internationalen Tagung in Berlin zum Ausdruck gebracht wurde.

Worin unterscheiden sich denn Mission und Kolonisation?

Sie unterscheiden sich zwar in ihren Zielen. Aber nach meinem Verständnis sind Mission und Kolonisation überhaupt nicht zu trennen, denn Mission hat niemals in einem herrschaftsfreien Raum stattgefunden. Sie war Teil des Zeitalters des Kolonialismus, ging den kolonialen Eroberungen voraus, wie im Fall der Schottischen Mission (David Livingstone in Malawi) oder fügte sich in das bestehende System der Kolonialverwaltung ein, wie im Fall der Missionare der Berliner Missionsgesellschaft. Wie wissenschaftliche Forschungen



Gouverneur und britischer Kolonialbeamter Sir Frederick Gordon Guggisberg begrüßt Basler Missionsschüler in Kumase 1926.

gezeigt haben, gab es unter den Vertreter*innen der Mission Persönlichkeiten, die die Inkulturation vorantrieben, wie Karl Gützlaff von der Gossner Mission in China, aber auch Vertretende von Missionsgesellschaften, die sich als Agent*innen der Kolonialverwaltung verstanden. Es gibt bei der Betrachtung der Missionsgeschichte viele Grauzonen, die es sich lohnt näher anzuschauen. Bei allem dürfen wir nicht vergessen, dass die meisten Missionar*innen typische Vertreter*innen der wilhelminischen Gesellschaft waren, die von Obrigkeits- und Ständedenken geprägt waren. Diese Sozialisation hat auch ihr Verhalten in ihrem neuen Wirkungsgebiet geprägt.

Was war denn Mission, historisch betrachtet? Gab es Bereiche, außer Menschen vom christlichen Glauben zu überzeugen, in denen die historischen Missionar*innen besonders aktiv waren?

Unsere ökumenischen Partner*innen aus dem Globalen Süden erinnern uns

ngenheit



Archiv der Basler Mission, D-36.67.002

immer daran, dass im Zuge der Missionierung auch Bildung und Gesundheitsvorsorge eingeführt wurden. Aus der Geschichte der Berliner Mission wissen wir, dass vor dem Bau einer Kirche, der Bau einer Schule und eines Krankenhauses erfolgte. Aus diesen Anfängen entstand ein kirchliches Gesundheitswesen, das bis heute die medizinische Versorgung der ländlichen Bevölkerung neben den staatlichen Krankenhäusern in den Städten ergänzt.

Welche Spuren haben deutsche Mission und Kolonisation in der Welt hinterlassen, die wir heute noch sehen oder deren Auswirkungen Menschen hier oder anderswo bis heute spüren?

Ich sehe es wie der kamerunische Germanist und Philosoph David Simo, der argumentiert, dass sich im Zuge der kolonialen Begegnung (colonial encounter) beide Seiten verändert haben, man also nicht mehr zum Ursprungszustand zurückkehren kann. Auf beiden Seiten hat eine Entwicklung stattgefunden.

Es kommt darauf an, das Anderssein des*der Anderen anzuerkennen, zu respektieren und die Herausforderungen der Gegenwart und Zukunft anzunehmen. Beide Seiten müssen die eigene Geschichte kritisch hinterfragen und daraus die richtigen Schlussfolgerungen ziehen. Das geschieht an vielen Orten, bei Dekolonisierungsvorhaben in Wissenschaft und Forschung, in der Schulbuchforschung, in öffentlichen Sammlungen und Museen, aber auch in den Missionswerken und in den Kirchen. Einige Missionswerke und Einrichtungen streichen sogar den Begriff Mission aus ihrem Namen.

Welche negativen Auswirkungen gab es durch die Mission?

Diese Frage stößt bei unseren ökumenischen Partner*innen im Globalen Süden regelmäßig auf Unverständnis. Sie weisen uns darauf hin, dass sie sich nicht auf die Schatten der Kolonialzeit festlegen lassen wollen, sondern sich in einer globalisierten Welt den Herausforderungen

stellen, die mit dem Klimawandel, der Bevölkerungsentwicklung, dem Kampf zur Überwindung des Hungers, und der Erhaltung des Friedens verbunden sind. Für diese Anliegen steht die Allafrikanische Kirchenkonferenz (AACC) mit all ihren Programmen und Projekten. Das Beispiel Ruanda zeigt, wie intensiv sich die Kirchen mit der kolonialen Vergangenheit auseinandersetzen, die letztlich zum Genozid von 1994 an den Tutsi geführt hat. Die Einrichtung der Dorfggerichte (Gacaca), die Traumaheilungsprogramme, die Mitwirkung an der nationalen Versöhnung sind ein afrikanischer Weg (Ubuntu), aus dem Schatten der Vergangenheit herauszutreten und die richtigen Lehren zu ziehen.

Gab es denn auch positive Aspekte der Mission? Wissen Sie durch Ihre Arbeit wie Kirchen, die durch europäische Mission entstanden sind, das einschätzen?

Unsere Partner*innen im Globalen Süden weisen uns immer wieder darauf hin, wie sie von den Anfängen im Schul- und Hochschulbereich profitieren, die durch die Mission entstanden sind. Aus kleinen theologischen Colleges sind international vernetzte Hochschulen und Universitäten geworden, wie z. B. die Eliteuniversität Stellenbosch in Südafrika oder die St. Paul's University in Nairobi, um nur einige zu nennen. Gerade im Bildungsbereich, von dem ja auch die afrikanische politische und kirchliche Elite profitiert und die zur Ausbildung einer Mittelschicht führt, wird das Erbe der Mission hochgeschätzt.

Was tun deutsche Kirchen, kirchliche Organisationen und Missionswerke, um sich zu dekolonisieren, beziehungsweise was sollten sie tun?

Ich habe schon einige Prozesse erwähnt, die bereits im Gange sind. Wir sollten

jedoch nicht Gefahr laufen, es bei bestimmten kosmetischen und symbolischen Aktionen zu belassen, indem wir hier den Namen einer Institution ändern oder ökumenische Mitarbeitende aus dem Globalen Süden nach Deutschland einladen. Die hier lebende Diaspora-Community legt regelmäßig den Finger in die Wunde, dass unsere Gesellschaft und wir als Kirchen ein Rassismus-Problem haben. Dies ist tief verwurzelt und führt zurück in das Zeitalter der großen Welterkundungen. Dieses geradezu genetische Erbe ist mit dem Begriff „White Supremacy“ verbunden, also einer angeblichen weißen Überlegenheit. Die Frage ist, wie unsere Gesellschaft und wir als Kirchen und Missionswerke in unserem praktischen Handeln dem blinden Fleck in unserem eigenen Auge begegnen. Das können wir nur mit Hilfe unserer Geschwister aus dem Globalen Süden, seien sie unsere Mitbürger*innen oder ökumenische Partner*innen. Im Spiegel ihrer Wahrnehmung können wir uns dekolonisieren.

Der Begriff „Mission“ trägt also ein schweres Erbe. Was kann Mission Ihrer Ansicht nach dann heute sein?

Ich wage zu behaupten, dass nicht die Mission das schwere Erbe ist, das wir mit uns herumtragen, sondern der tiefstehende Rassismus. Mission heute bedeutet Einsatz für die Überwindung des Alltagsrassismus in unserer Gesellschaft, für Menschenrechte und Menschenwürde. Das beginnt bei der Wohnungssuche, geht über die Jobsuche und endet nicht bei der AfD, die sich die Rückführung von Menschen aus dem Globalen Süden in ihr Wahlprogramm geschrieben hat.

Wie schätzen Sie (in diesem Zusammenhang) die Gefahr eines Neo-Kolonialismus ein? Und wie könnte diese Gefahr vermieden werden?

In der global vernetzten Weltwirtschaft werden die kolonialen Abhängigkeiten, wenn auch unter anderem Vorzeichen, ungebremst fortgesetzt. Das hat der Misserfolg der UN-Klimakonferenz in Dubai demonstriert. Die wirtschaftlich starken Länder der Welt setzen sich immer gegen die wirtschaftlich schwächeren Länder durch. Daran werden die Proteste der Kirchen oder des Ökumenischen Rats der Kirchen nichts ändern. Der Wettlauf um Rohstoffe und Absatzmärkte bestimmt die Weltwirtschaft, ungeachtet von Menschenrechten und Klimaschutzvorgaben. Nur eine rechtsbasierte Weltordnung, wie sie in Organisationen wie der UNO oder der ILO und anderen internationalen Organisationen verkörpert wird, kann verhindern, dass das Ungleichgewicht der Wirtschaftskraft des Globalen Nordens und Südens bestehen bleibt. Die Kirchen in Deutschland und die ökumenischen Zusammenschlüsse könnten eine wichtige Rolle bei der Bildung von Allianzen mit zivilgesellschaftlichen Aktivist*innen, NGOs und Bewegungen spielen, die sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen.

Das Interview führte Tanja Stünkel.



Der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung zieht sich wie ein roter Faden durch das Berufsleben von Almut Nothnagle. Diese Themen wurden ihr schon während ihres Theologiestudiums in Berlin und Leipzig (1979-1985) wichtig. In dieser Zeit beginnt auch Nothnagles Engagement in der kirchlichen Friedensbewegung. Nach ihrer Promotion (1985-1988) geht sie mit ihrer Familie in die USA – und bleibt. Hier wird sie von der United Church of Christ in Upstate New York 1989 zur Pfarrerin ordiniert und leitet anschließend eine dortige Gemeinde. Ebenfalls zu dieser Zeit engagiert sie sich aktiv im interreligiösen Peace Center, das die Anti-Kriegs-Demonstrationen während des 1. Golfkriegs (1980-1988) in Upstate New York organisiert. 1991 kehrt sie nach Deutschland zurück und arbeitet einige Jahre als Schulpastorin. Dann wird sie Nahost- und Tansania-Referentin beim Berliner Missionswerk (BMW) (1997-2012). Während Almut Nothnagles Tätigkeit dort wird die Schule Talitha Kumi zu einem Herzsort: „Hier habe ich daran mitwirken können, dass Mädchen eine gute Ausbildung bekommen, dass Friedensinitiativen zwischen Israelis und Palästinenser*innen entstanden und die Schule schließlich in das Netz der deutschen Auslandsschulen aufgenommen wurde“. Nach 15 Jahren wechselt sie noch einmal als Pastorin in den Schuldienst – um 2017 in das Wirkungsfeld Nahost und Afrika als Theologische Referentin bei der Evangelischen Mission Weltweit (EMW) zurückzukehren. Von dieser Position geht sie nun Ende 2024 in den Ruhestand. Sie selbst formuliert es, wenn sie auf ihre Zeiten als Referentin beim BMW und der EMW zurückblickt, so: „Tief beeindruckt und geprägt haben mich die vielen menschlichen Begegnungen auf meinen Dienstreisen in die Nahost-Region und in die vielen afrikanischen Länder. Daraus sind Freundschaften entstanden. Ich bewundere besonders den Mut der tapferen Frauen, die getreu der Überlieferung aus dem Markus-Evangelium Jesu Aufforderung Talitha Kumi ernst nehmen und aufstehen und ihre Geschicke selbst in die Hand nehmen.“ Dass Almut Nothnagle das so formuliert, ist kein Zufall, denn Markus 5 ist ihre Lieblingsbibelstelle. (TS)

Suche nach neuen Formen der versöhnten Verbindung



privat

Alena Höfer

ist Referentin für Frauenpolitik und intersektionalen Feminismus am Institut für Kirche und Gesellschaft in der Evangelischen Kirche von Westfalen. Sie promovierte in der Interkulturellen Theologie über Transkulturelle Theologien am Beispiel von Korean Americans. Ihr Interessenschwerpunkte sind u. a. Rassismuskritik, Transkulturalität, Feminismus, Ökumene und postkoloniale/dekoloniale Konzepte in der Theologie.

Begegnung auf Augenhöhe, gemeinsames Lernen und eine praktizierte Glaubensgemeinschaft trotz Differenzen sind das Fundament der meisten ökumenischen Visionen in der Gegenwart. Wie herausfordernd es ist, diese in der Praxis umzusetzen, wird uns unter dem Schlagwort Decolonize drastisch vor Augen geführt.

Bewegungen im Horizont von Decolonize fordern die kritische Auseinandersetzung mit (neo-)kolonialen Strukturen mit dem Ziel ihrer Durchbrechung. Kolonialität ist allgemein in Straßennamen, in Liedern und Romanen omnipräsent. (Neo-)koloniale Machtverhältnisse durchziehen wirtschaftliche Systeme, Bildung und Gesellschaft bis heute. Oft ist das jedoch nicht bewusst. Decolonize im deutschen Kontext dreht sich aktuell um harte Kritik und Umdenken, um Reparation und Wiedergutmachung. Sie fragt nach einem wirklichen Ausweg.

Aber ist die Ökumene hier denn nicht schon weiter? Die Antwort lautet: Jein! Die Ökumene ist ein starker Motor für postkoloniale und dekoloniale Perspektiven gewesen. Schon lange verweist sie auf bestehende ungleiche ökonomische, kulturelle und religiöse Machtverhältnisse. Sie hat gezeigt, wie Konflikte und Differenzen ausgetragen werden können und trotzdem eine Gemeinschaft möglich ist. Jedoch haben sich darin westliche Perspektiven oftmals als Ermöglicher*innen verstanden, die den vermeintlich Anderen den Raum oder gar die Erlaubnis geben, (bedingt) unabhängig und eigenständig zu sein. Die Dominanz des Westens bestimmt außerdem häufig darüber, welche anderen, dekolonialen Traditionen und Perspektiven Anerkennung und Verbreitung finden. Der Westen sieht sich viel zu oft immer noch als die Bewacherin der christlichen Lehren und Prakti-

ken. Zu wenig wird die Positionalität und Macht des Westens kritisch reflektiert.

Decolonize zielt genau darauf ab. Die Bewegung verweist auf die Verantwortung, sich mit der Geschichte und den bisher reproduzierten, soziokulturell internalisierten und permanent aktualisierten Strukturen von Rassismus, Kapitalismus und Sexismus auseinanderzusetzen. Diese drei Unterdrückungsformen hängen zusammen. Sie ermöglichten, dass eine Minderheit die Mehrheit der Welt für ihren Profit unterdrücken konnte. Decolonize ist darum aus meiner theologischen Perspektive nur dann wirklich befreiend und ermächtigend, wenn sie alle drei Formen der Unterdrückung berücksichtigt.

Das Thema ist schwer und so komplex, dass es keine einfachen und schnellen Lösungen gibt. Außerdem treffen sie uns auch emotional, denn es betrifft auch unsere Selbstverständnisse und Beziehungen. Manchmal entsteht das Gefühl, dass all diese Kritiken destruktiv seien und eher eine Resignation hervorrufen als die Freude an Ökumene.

Ich möchte hier einen Perspektivwechsel vorschlagen: Was wäre, wenn Decolonize doch Spaß macht und wir in der Auseinandersetzung mit diesem harten Brocken zu einem neuen, dekolonialen Miteinander finden würden? Hadija Haruna-Oelker nennt dieses Miteinander die Schönheit der Differenz. Decolonize Ökumene verharret nicht in der radikalen Kritik, sondern es ist ihre Aufgabe nach neuen Formen der versöhnten Verbindung zu suchen, die gewachsene konstruierte Trennungen durchbricht, Sensibilität füreinander in einer rassistischen, sexistischen und kapitalistischen Welt ermöglicht und wirkliche, ehrliche Verbindung zueinander schafft.



Stereotype bestimmen teilweise bis heute, wie Frauen und ihre gesellschaftlichen Rollen wahrgenommen werden.

Unverzichtbar aber unsichtbar

Ökumene, Kirchen und Mission sind bis heute durchwoben von kolonialen Einflüssen. Um dies zu überwinden, ist es wichtig, sie aufzuspüren und aufzulösen. Auch Frauen wirken weltweit an diesen Dekolonisierungsprozessen mit. Aber nicht immer sind sie dabei sichtbar.

Thea Hummel, Diversity and Inclusion Coordinator bei der Vereinten Evangelischen Mission (VEM), berichtet von Unterschieden, Gemeinsamkeiten und der Rolle, die Frauen in Dekolonisierungsprozessen weltweit spielen.

Dem Schlagwort Dekolonisation oder auch Dekolonisierung scheint man derzeit überall zu begegnen: z. B. im Museum, im öffentlichen Raum, im Literaturbetrieb. Aber was ist denn das überhaupt – kurz erklärt?

Als Dekolonisation allgemein werden Prozesse der Ablösung und der Aufarbeitung nach dem Ende einer Kolonialherrschaft verstanden. Also die Bürde der Kolonialherrschaft wird abgelegt. Die Zeiträume, in denen diese Prozesse begonnen haben, sind natürlich je nach Region sehr unterschiedlich und richten sich danach, wann die jeweilige Kolonialherrschaft zu Ende gegangen ist. Also beispielsweise in Deutschland war das nach dem 1. Weltkrieg und in Indonesien würde man Mitte der 1940er Jahre anfangen zu rechnen und anders-

wo vielleicht erst nach den 1960er Jahren. Die Prozesse betreffen natürlich Gesellschaft und Politik, aber auch die Kirchen, die größtenteils aus der Mission entstanden sind, und dann nach und nach unabhängig wurden. Wichtig ist dabei auch zu bedenken, dass Dekolonisierungsprozesse nicht nur in den ehemals kolonisierten Ländern, sondern auch in den Ländern, die einmal Kolonialmächte waren, stattfinden (sollten).

Man könnte glauben, Kolonialismus und die Unabhängigkeit betroffener Länder ist schon so lange her, alles, was damit zusammenhängt, ist doch ein alter Hut. Warum ist Dekolonisierung auch heute noch wichtig?

Man muss sehen, dass das Zeitalter der Kolonisierung teilweise Jahrhunderte angedauert hat. Also ist es nur folgerichtig, dass auch die Zeit, sich zu entledigen, genauso lange dauert. Und ein neues Zeitalter bringt natürlich auch neue Herausforderungen mit sich – und trotzdem gibt es noch diese „Altlasten“. Ich glaube, man denkt bei Dekolonisierung auch häufig an die Länder im

Globalen Süden und die Herausforderungen, die es dort gab und gibt. Aber auch in Deutschland hat ein Prozess der Dekolonisierung begonnen. Auch wenn man in Betracht zieht, dass Deutschland nicht besonders viele Kolonien hatte und nur kurz Kolonialmacht war, hat es noch große Auswirkungen bis heute – auf unsere Gesellschaft, unsere politische Landschaft, auf internationale Beziehungen, wirtschaftliche Beziehungen und Strukturen, die es bis heute gibt etc. Es ist also ein weltweiter Prozess, der längst noch nicht abgeschlossen ist.

Wie ist denn die Rolle der Frauen in Prozessen der Dekolonisation einzuschätzen?

Man denkt gern, dass Frauen vor dem Beginn des 20. Jahrhunderts gar nicht so in Erscheinung getreten sind, also im öffentlichen Wirken gar nicht da waren. Das stimmt natürlich nicht, gerade im 20. Jahrhundert ist wahnsinnig viel passiert. Begonnen mit dem Frauenwahlrecht, das in vielen Ländern dann erst eingeführt wurde. Allerdings in manchen europäischen Ländern trotzdem



You cannot be what you cannot see: Frauen müssen in Verantwortung sichtbarer werden, um auch Vorbilder sein zu können.

Kiana Boeman/unsplash

noch sehr spät. Aber wenn wir mal nur auf Deutschland schauen, was so nach und nach kam, dann ist das nicht nur das Wahlrecht, sondern auch die Möglichkeit, ohne die Erlaubnis eines Mannes zu arbeiten oder ein Bankkonto zu eröffnen. Beides konnten Frauen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Aber auch anderswo sieht man, auch gerade in den Kirchen, dass Frauen immer schon eine wichtige Rolle gespielt haben, aber häufig nicht sichtbar waren. In der Außendarstellung wirkt es meist so, dass Kirchen immer nur von Männern gestaltet wurden. Es ist zwar so, dass Männer in der Regel Leitungspositionen hatten, trotzdem waren Frauen unentbehrlich. Sie haben auch damals schon mindestens die Hälfte der Gemeindemitglieder ausgemacht. Meine indonesische Kollegin, mit der ich gemeinsam mit einer weiteren Kollegin aus Ruanda zum Thema Dekolonisierung und die Rolle der Frau Vorträge gehalten habe, hat in diesem Zusammenhang über die Rolle der Frau-

en in der Mission gesprochen. Gemeinhin denkt man da an die Frau des Missionars. Aber sie hat aufgezeigt, dass Frauen vielmehr als nur ein Anhängsel waren. Sie waren häufig diejenigen, ohne die die Mission einfach nicht funktioniert hätte, weil sie viel näher an den Menschen waren und auch andere Methoden genutzt haben und dadurch die Mission überhaupt erfolgreich sein konnte. Und das ist nicht nur in der Mission so gewesen, sondern grundsätzlich in der Kirche. An Stellen, wo Frauen beispielsweise noch nicht ordiniert wurden oder wo sie keine Leitungsfunktion haben konnten, war es immer so, dass Frauen die kirchliche Bewegung angetrieben haben, aber eben häufig unsichtbar. Und das macht es dann auch für Frauen schwierig, in Dekolonisierungsprozessen sichtbar zu werden.

Beeinflussen Stereotype und Erwartungen an Frauen die Art und Weise, wie sie historisch, vielleicht sogar bis

heute, auch in Dekolonisierungsprozessen wahrgenommen werden?

Natürlich. Historisch gesehen ist das Bild der Frau des Missionars oder die Pfarrersfrau, dass sie ihren Mann unterstützt. Sie ist quasi für die nichtoffiziellen Arbeiten zuständig. Dass diese Arbeit aber essentiell ist, wird dabei häufig außer Acht gelassen bzw. häufig wird sie auch belächelt und mit dem Label Frauenarbeit abgewertet. Und obwohl es durchaus auch Wertschätzung für diese Arbeit gibt, werden Frauen von Entscheidungen, selbst wenn sie sie betreffen, häufig ausgeschlossen. Und das, obwohl sie häufig für viele Menschen Verantwortung haben, aber eben nicht in offizieller Funktion. Es wird außerdem häufig erwartet, dass Frauen ehrenamtlich arbeiten. In der Struktur der Kirche beispielsweise führt das bis heute dazu, dass je weiter man in der Hierarchieordnung nach oben geht, umso weniger Frauen vertreten sind. Und das ist nicht nur in anderen Ländern, sondern auch in Deutschland so. Das ist eine der großen Stärken der VEM, dass wir nicht nur aus einer Perspektive auf eine Sache schauen, sondern aus verschiedenen Perspektiven. Und da stellen wir immer wieder fest, dass es viele Gemeinsamkeiten gibt: Frauen weltweit haben zu kämpfen mit der Unterdrückung durch das Patriarchat, mit Unsichtbarmachung und dass die Arbeit, die geleistet wird, nicht ausreichend gewürdigt wird. Aber gleichzeitig gibt es auch Unterschiede. Wenn wir uns etwa anschauen, was die Kollegin aus Ruanda erzählt hat. Denn in Ruanda hat die Geschichte des Völkermords noch einmal eine ganz andere Dynamik hineingebracht. Da befanden Frauen sich nach Ende des Genozids plötzlich in einer Position, in der sie vorher nicht waren, weil Männer fehlten. Männer waren Opfer, häufig waren sie auch

Täter und auf der Flucht. Sie waren einfach nicht da. Als es darum ging, das Land wieder aufzubauen, sah man sich plötzlich gezwungen, mehr Frauen in mehr Verantwortung zu bringen, weil klar war – alle müssen jetzt mit anpacken. Das ist eine außergewöhnliche Situation für und in Ruanda und das zeigt auch deutlich, dass es nicht DIE eine afrikanische Perspektive gibt. Man kann also sagen, dass es viele Gemeinsamkeiten, aber auch große Unterschiede gibt. Und wir sollten uns nicht einbilden, dass die Situation in Deutschland nur rosiger ist. Oft gibt es in ökumenischen Beziehungen fast schon eine Arroganz, dass gesagt wird: „Wir im Globalen Norden, bei uns hier in Deutschland, da läuft es gut und die im Globalen Süden sind halt noch nicht so weit.“ In einer solchen eurozentrischen Sicht steckt die Gefahr, koloniale Denkweisen zu reproduzieren. Daher ist es gut, Themen von mehreren Standpunkten zu beleuchten.

Gibt es konkrete Herausforderungen, mit denen sich Frauen, die sich in diesen Prozessen engagieren, konfrontiert sehen?

Was man überall beobachten kann, ist, dass Frauen viel Verantwortung tragen, aber in hierarchischen Strukturen häufig noch in der Minderheit sind, wenn es um offizielle Positionen geht, da diese noch von Männern bekleidet sind. In Indonesien ist es zum Beispiel so, dass es vielerorts Quotenregelungen gibt, etwa in der Politik und auch in einigen

Kirchen. Was wir von den Frauen allerdings hören, ist, dass sie zwar in diese Gremien gewählt werden, aber wenn es darum geht, tatsächlich an Entscheidungen oder Repräsentation beteiligt zu sein, sie dann doch ausgeschlossen sind. Es geht also häufig nur darum, den Eindruck von Geschlechtergerechtigkeit zu erwecken, ohne dass dem tatsächlich so ist. Hier in Deutschland, ebenfalls ein Land im Prozess der Dekolonisierung, ist es wiederum so, dass inzwischen viel mehr Frauen als etwa in den 90er Jahren hochrangige Positionen auch in der Kirche bekleiden, beispielsweise als Ratsvorsitzende der EKD, als Bischöfinnen oder in der Kirchenleitung. Aber in diesem Zusammenhang fällt ein anderes Phänomen auf, nämlich das der „Gläsernen Klippe“.

„Gläserne Decke“ kenne ich. Aber was meint „Gläserne Klippe“?

Das ist ein recht neues Phänomen und es beschreibt, dass Frauen und Minderheiten häufig in hochrangige Positionen kommen, wenn es in der Organisation oder im Unternehmen schlecht läuft. Es gibt ein paar prominente Beispiele aus der Wirtschaft (Boeing, Yahoo, X ehemals Twitter), wo Frauen CEOs wurden, als das

Unternehmen in der Krise war. Die Theorie ist, dass diese Spitzenpositionen unter solchen Voraussetzungen nicht mehr für männliche Manager attraktiv sind, weil auch das Risiko zu scheitern, größer ist. Und das sehen wir vielleicht auch ein bisschen in der Kirche in Deutschland. Denn die ist ebenfalls in der Krise und vielleicht ist es kein Zufall, dass gerade jetzt so viele Frauen an der Spitze sind. Nach dem Motto: Wenn es schlecht läuft, dürfen die Frauen mal ran und entweder kriegen sie es hin, oder sie sind zum Scheitern verurteilt.

Das Interview führte Tanja Stünckel.



Hör Tipp

Podcast Zeit für Mission

Was haben Frauenrechte mit Dekolonisation zu tun? Hören Sie sich das ganze Gespräch zwischen Thea Hummel und Tanja Stünckel an: mission-weltweit.de/podcast



Thea Hummel

Dekolonisierung wo und wie



Es gibt viele Bereiche, in denen Dekolonisierung bereits auf unterschiedliche Weise geschieht oder geschehen sollte. Wir stellen einige Problemfelder und Lösungsansätze vor.

Sprache und Sprachkonzepte

Dekolonisierung in diesem Bereich versucht, kolonial grundierte Begriffe und die damit verbundenen Konzepte, die es in vielen Sprachen gibt, zu überwinden. Diese Begriffe können sowohl offensichtlich koloniale Wurzeln haben als auch in subtileren Formen auftreten, etwa durch die Übernahme von Hierarchien und Wertvorstellungen.

Lösungsansatz: Identifizierung der Begriffe und Konzepte, Sichtbarmachung/ Adressierung der Verwerfungen, Neueinordnung, Kontextualisierung, gegebenenfalls Begriffsaustausch, Begriffsvermeidung.

Aufarbeitung deutscher Kolonialgeschichte

Deutschland spielte eine zentrale Rolle in der Unterdrückung und Ausbeutung von Menschen und Ressourcen in Regionen wie Afrika, Asien und Ozeanien. Als Kolonialmacht beging es auch Gräueltaten im heutigen Tansania (Maji-Maji-Krieg) und Namibia (Völkermord an den Herero und Nama), die lange kaum Beachtung fanden.

Lösungsansatz: Übernahme historischer Verantwortung und offizielle Anerkennung kolonialer Schuld (z. B. wie in Tansania 2023 durch Frank-Walter Steinmeier geschehen), Wiedergutmachungsmodalitäten klären, Rückführung kolonialer Kulturgüter, Auseinandersetzung mit den Nachkommen ehemals Kolonisierter.

Artefakte/Kunstwerke und Sammlungen

Viele Kunstwerke, archäologische oder kulturelle Artefakte befinden sich in westlichen Museen, ohne dass ihre koloniale Geschichte offengelegt oder ausreichend reflektiert wurde.

Lösungsansatz: Untersuchung von Herkunft und Erwerbswegen (Provenienzforschung) und deren Offenlegung. Sichtbarmachung kolonialer Verwerfungen durch die Darstellung der teilweise gewaltvollen (Erwerbs-)Geschichte der Objekte. Neueinordnung, Neureflexion, gegebenenfalls Rückführung.

Medien

Obwohl Deutschland kulturell, ethnisch und sozial vielfältig ist, spiegelt sich diese Vielfalt oft nicht in den Medien wider. Menschen mit Migrationsgeschichte oder aus marginalisierten Gruppen sind sowohl vor als auch hinter der Kamera unterrepräsentiert. Auch in der Themenauswahl und Berichterstattung dominiert oft eine Perspektive, die vorwiegend *weiße*, westliche Sichtweisen wiedergibt, während andere Erfahrungen und Geschichten kaum Beachtung finden.

Lösungsansatz: Vielfalt aktiv in Medien repräsentieren, bewusste Entscheidungen in der Personalpolitik (Menschen aus unterschiedlichen ethnischen und sozialen Hintergründen, auf allen Positionen) und der Themenauswahl.

Denken und Denkkonzepte

In diesem Zusammenhang zielt Dekolonisation darauf ab, das eurozentrische Weltbild zu hinterfragen, in dem Europa als Zentrum von Fortschritt und Modernität gilt, während der „Rest“ der Welt als rückständig und unterentwickelt betrachtet wird. Dieses Denkmodell, das in kolonialen Strukturen wurzelt, prägt globale Machtverhältnisse und wertet andere Kulturen und Wissenssysteme ab. Auch das Konzept des White Saviourism, also das *Weiße* sich im eigenen Selbstverständnis als die wahrnehmen, die BIPOCs retten (müssen), spielt in diesem Zusammenhang eine große Rolle.

Lösungsansatz: Radikaler Perspektivwechsel, multipolare Sicht auf die Welt, in der alle Kulturen als gleichwertig betrachtet und globale Entwicklungen durch unterschiedliche Perspektiven bereichert werden, kritisches Hinterfragen eigener kulturell erlernter Denkweisen.

Kirchen-/Missionsgeschichte

Während der Kolonialzeit sind durch die Verbindung von Mission und Kolonisation Narrative und Strukturen entstanden, die bis heute wirken. In ihnen werden westliche Werte und Glaubenssysteme als überlegen tradiert. Darstellungen in Kirchen, wie religiöse Kunstwerke oder Erzählungen, spiegeln oft diese koloniale Perspektive wider.

Lösungsansatz: Identifizierung kolonialer, potenziell rassistischer Strukturen und Narrative. Beide Seiten erzählen. Kirchen müssen ihre Geschichte neu einordnen und eine kritische Reflexion ihrer Rolle in der Kolonialzeit zulassen, anstatt ihre Missionar*innen als unkritische Held*innenfiguren zu verehren. Leben einer Willkommenskultur. Mehr Repräsentanz von BIPOC-Personen innerhalb kirchlicher Strukturen, um kirchliche Strukturen nachhaltig zu verändern.



Gesundheitswesen und Biopiracy

Beispielsweise funktionieren viele Untersuchungen und Diagnostik nicht bei BIPOCs. Gleichzeitig werden traditionelle (wirksame) Heilmethoden aus ehemals kolonisierten Ländern unterdrückt bzw. ohne Entschädigung/Beteiligung ausgebeutet (Biopiracy). Ein weiterer Aspekt ist die Bevorzugung des Globalen Nordens bei der Verteilung von Heilmitteln und Impfstoffen.

Lösungsansatz: Männlich/weiß als Standard in der medizinischen Forschung abschaffen. Stattdessen Menschen unterschiedlicher Hautfarben und Geschlechter zu Adressat*innen der Forschung machen. Keine Ausbeutung durch Aneignung, angemessene (monetäre) Wertschätzung für alte/traditionelle Heilmittel, Wirkstoffe, globale Gleichverteilung von Heilmitteln und Impfstoffen.

Öffentlicher Raum und urbane Kontexte

Dekolonisation zielt hier darauf ab, sich kritisch mit kolonialen Symbolen wie Straßennamen, Denkmälern, Statuen und Gedenkstätten auseinanderzusetzen, die koloniale „Held*innen“ glorifizieren, während die Gewalt und Ausbeutung, die mit der Kolonialzeit verbunden ist, ausgeblendet wird.

Lösungsansatz: Narrativwechsel, beide Seiten der Geschichte erzählen, Umbenennung, Umgestaltung, gegebenenfalls Entfernung von Denkmälern, Aufstellung von neuen Gedenktafeln, kritische Auseinandersetzung statt Held*innenverehrung.

Bildungsbereich

Viele Bildungssysteme (z. B. die universitäre Ausbildung in Theologie, Geschichte) basieren auf westlichen Perspektiven und ignorieren oder marginalisieren indigene und lokale Wissenssysteme. Dekolonialisierung erfordert die Integration und Wertschätzung dieser Perspektiven.

Lösungsansatz: Bestehenden Wissenskanon, Curricula und Lehrmaterialien hinterfragen, neuordnen und erweitern.

Ernährung/Lebensmittel/ Bodenschätze

Dieser Bereich ist geprägt von asymmetrischen Machtverhältnissen im globalen Handel, die dem Ursprung nach in kolonialen Strukturen verwurzelt sind. Sie sorgen dafür, dass viele Länder des Globalen Südens in Abhängigkeiten gehalten werden, indem sie als Lieferanten von Rohstoffen und Lebensmitteln dienen, während der wirtschaftliche Mehrwert überwiegend in den Industrieländern des Globalen Nordens generiert wird.

Lösungsansatz: Kritischer Konsum, lokale Handelsstrukturen und Märkte stärken; fairer Handel; nachhaltige Anbaumethoden; regionale Partnerschaften, Schmälerung der Marktmacht globaler Handelsketten.

Aufwachsen zwisc und Hilflosigkeit

Ecuador hat sich innerhalb des letzten Jahrzehnts vom sicheren zum gefährlichsten Land Lateinamerikas gewandelt. Der Alltag ist geprägt von Drogenhandel, Schutzgelderpressung und Ganggewalt. Besonders der Alltag von Kindern verändert sich durch diese Situation stark.

Vacuna, das ist das spanische Wort für Impfung. In der Liste der Vereinten Nationen mit den 17 Zielen für nachhaltige Entwicklung, die sich die Weltgemeinschaft bis 2030 setzte, spielen Schutzimpfungen für alle Kinder eine zentrale, lebensrettende Rolle. Sie sollen Kindersterblichkeit reduzieren und die Ausbreitung gefährlicher Krankheiten spürbar eindämmen. In den Armenvierteln ecuadorianischer Städte verursacht die Ankündigung von *vacunas* hingegen bei Kindern und Erwachsenen geradezu Panik: „Wenn die Männer nachts gegen die Türen hämmern, müssen wir Kinder uns ganz schnell hinten im Haus verstecken“, berichtet die achtjährige Mia. Die schwerbewaffneten Besucher kommen einmal in der Woche, um ihre *vacunas*, wie sie selbst mit entlarvendem Zynismus die Schutzgeldzahlungen an sich nennen,

zu kassieren. In den dichtbevölkerten Armenvierteln des Sektors Isla Trinitaria an den Ufern der Brackwasserarme des Rio Guayas im Südwesten von Ecuadors größter Stadt Guayaquil beträgt der „Familien-Tarif“ für das wöchentliche Zwangsgeld zwei US-Dollar. Eine eigene Landeswährung gibt es in Ecuador seit 2000 nicht mehr. Wer einen kleinen Kiosk oder einen taller, eine Reparaturwerkstatt, betreibt, wer davon lebt, selbst zubereitete Süßigkeiten, Kuchen oder kleine Mahlzeiten zu verkaufen, muss deutlich mehr bezahlen.

Entziehen können sich die Menschen den brutalen Erpressungen durch Gangsterkartelle wie Los Tiguerones (die Tiger), Los Lobos (die Wölfe) oder Ecuadors mächtigstem kriminellen Syndikat Los Choneros (benannt nach der Stadt Chone in der Provinz Manabí) nicht: „Wer nicht bezahlen kann, hat im Grunde nur zwei Optionen“, erklärt der

Sozialwissenschaftler Mauricio Bonifaz, der diese Entwicklung seit Jahren mit wachsender Sorge beobachtet, „entweder eines seiner Kinder von einer der Gangs rekrutieren zu lassen und so zu einem kleinen Rädchen dieser unheimlichen Maschinerie zu werden – oder aber alles aufzugeben und mit der ganzen Familie bei Nacht und Nebel aus dem Viertel zu fliehen“. Die, die bleiben und sich auf die *vacunas*-Zahlungen einlassen, haben trotzdem keinerlei Garantie, nicht doch Opfer eines Gewaltverbrechens zu werden – oder in ständiger Angst zu leben: So wie die 4000 Kinder aus dem Sektor Socio Vivienda II, die dort in die größte Schule dieses Armenviertels von Guayaquil gehen. Als es Mitte des Jahres bei einem Schusswechsel zwischen zwei rivalisierenden Gangs unmittelbar vor der Schule Tote und Verletzte gab, entschieden die Lehrkräfte, alle Kinder – noch während des Feuergefechts – nach Hause zu schicken und sich selbst in Sicherheit zu bringen. „Unfassbar! Aber diese Episode belegt“, so Bonifaz, „welches Ausmaß der Kontrollverlust von Institutionen in den Armenvierteln der großen Städte inzwischen erreicht hat.“ Dazu passt auch, was ein Offizier der ecuadorianischen Nationalpolizei vor einigen Wochen in einem Presseinterview einräumte: „Wenn ein Notfallanruf eingeht und von Schüssen die Rede ist, fahren wir in die andere Richtung,

hen Gangggewalt

Der Alltag der Kinder im
Armenviertel Socio Vivienda II im
Nordwesten von Guayaquil ist von
Gewalt geprägt.





Heimweg von der Schule: Für die Kinder aus Isla Trinitaria führt der mit dem Boot über einen der Brackwasserarme des Río Guayas .

möglichst weit weg von dem Ort, an dem gekämpft wird.“ Inzwischen wurde die örtliche Polizeistation komplett aufgegeben und auch der Gesundheitsposten musste schließen, nachdem das Team vor Ort immer wieder selbst Opfer von Angriffen wurde.

Für den brutalen Absturz Ecuadors, das von seiner Fläche her nicht ganz vier Fünftel Deutschlands erreicht, in dem aber nur 18 Millionen Menschen leben und das vor nicht einmal einem Jahrzehnt innerhalb Lateinamerikas als relativ sicheres Land galt, steht exemplarisch vor allem eine Zahl: 44,5! So viele Menschen starben 2023 als Opfer von Gewaltverbrechen – umgerechnet auf 100.000 Einwohner*innen: in absoluten Zahlen also über 8000 Tote. 2017 lag dieser Indikator noch bei 5,81. Ecuador übertrifft mit der Anzahl vollendeter Tötungsdelikte inzwischen Honduras, Venezuela, Kolumbien oder Mexiko – und führt damit die Länderstatistik der Morde in Lateinamerika an. Zur Einordnung: In Deutschland liegt dieser statistische Wert bei 0,8.

Wie konnte es zu einer derartigen Entwicklung kommen? Für alle, die sich sozialwissenschaftlich mit dem Andenland, seiner Politik und Gesellschaft beschäftigen, gibt es nur eine Erklärung: Der Staat und seine Institutionen haben vor der Macht und dem Terror der Drogenkartelle kapituliert. Und nicht nur das: Viele der politisch Verantwortlichen wechselten die Seiten, ließen sich kaufen. Mauricio Bonifaz sagt dazu lakonisch: „Wir haben inzwischen den Überblick verloren, wie viele Fälle massivster Korruption in Regierung, Verwaltung, Polizei und Justiz in den zurückliegenden Jahren bekannt wurden. Dabei ist das sicher nur die Spitze des Eisbergs!“

Bonifaz, der das Büro der Kindernothilfe in Ecuador leitet, sieht den Kippunkt für diese Entwicklung in einem Wechsel des operativen Geschäftsmodells der Drogenkartelle, die Ecuador seit Jahrzehnten als Transitland für ihre Kokainexporte nach Europa und Nordamerika benutzen. Produziert werden die Drogen in Kolumbien und

Peru. Über die ecuadorianischen Häfen Guayaquil, Manta, Puerto Bolívar und Esmeraldas am Pazifik führen die Routen zu den Konsument*innen. Jahrelang wurden alle Beteiligten an diesem Geschäft – Spediteur*innen, Hafens- und Zollpersonal, Helfershelfer*innen und Informant*innen in der Polizei, bei Staatsanwaltschaften und Gerichten sowie Abgeordnete und Kompliz*innen innerhalb des Regierungsapparats – in US-Dollars bezahlt. Doch nach und nach begannen verschärfte internationale Kontrollen der globalen Geldflüsse zu wirken. „Also stellten die Kartelle die Bezahlung einfach auf Naturalien, sprich Drogen, um“, erklärt Bonifaz, „dafür musste aus einem Transitland ein Konsumland mit der entsprechenden Nachfrage werden.“ Interpol hat errechnet, dass zu den 800 jährlich durch Ecuador geschleusten Tonnen Kokain inzwischen 80 Tonnen kommen, die im Land selbst konsumiert werden – und für die dafür ein Markt geschaffen werden musste. „Heute schätzen wir“, so

Eine ganz starke Botschaft an der Mauer des Centro Comunitario der Salesianer im Armenviertel Nigeria: „Im Leben macht es keinen Sinn, darauf zu warten, dass das Unwetter vorüberzieht ... worauf es ankommt, ist zu lernen, im Regen zu tanzen ...“



Mauricio Bonifaz, „dass an diesem System, das mit seinen Kapillaren bis in die abgelegensten Dörfer an den Steilhängen des Chimborazo oder in das Amazonas-Tiefeland reicht, über 50.000 vor allem junge Männer beteiligt sind, aber auch Kinder und Jugendliche, die für den Transport oder als Informant*innen eingesetzt werden.“ Sie alle gehören einer der ecuadorianischen Gangs an, die untereinander – aber oft auch in Allianzen mit den ganz großen internationalen Playern in diesem Geschäft, den Kartellen von Sinaloa und Jalisco Nueva Generación (Mexiko), Norte del Valle und Oliver Sinisterra (Kolumbien) oder dem Tren de Aragua (Venezuela) – bis an die Zähne bewaffnet um Macht, Territorien und Marktanteile kämpfen. Längst geht es dabei nicht mehr nur um Drogen und ihre Vermarktung, sondern auch um andere kriminelle Geschäftsfelder wie Entführungen zur Lösegelderpresung, Auftragsmorde, Menschenhandel und eben das flächendeckende Eintreiben von *vacunas*.

„Neulich, in den frühen Morgenstunden, direkt vor unserem Haus, haben sie einen Menschen erschossen“, schildert die 12-jährige Shirley aus Guayaquil diesen neuen Alltag. „Wir wurden von den Schüssen wach. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Mein Vater versuchte, mich zu beruhigen und sagte mir, dass ich mich ganz ruhig auf den Boden legen sollte und auf keinen Fall aus dem Fenster schauen dürfte.“ Andere Kinder berichten davon, wie sie immer wieder im Bus auf dem Weg zur Schule ausgeraubt, ihnen das bisschen Kleingeld, das sie bei sich tragen, die Turnschuhe oder das Handy gestohlen wird – und: mit welcher Brutalität die oft nur wenige Jahre älteren Täter*innen aus den Gangs mit ihnen umgehen.

Wie einschneidend dieses Klima von Angst und das Gefühl des schutzlos Ausgeliefert-Seins den Alltag von Kindern und Jugendlichen in Ecuador verändern, haben drei christliche Entwicklungs- und Kinderrechtswerke – ChildFund, Kindernothilfe und World

Vision Ecuador – in einer großangelegten empirischen Studie untersucht. Für ihre jetzt vorgestellte Kinderrechtsanalyse Ecuador: *niñez y adolescencia en 360°* führten sie Hunderte von Gesprächen mit Kindern aus dem ganzen Land – von der Pazifikküste über die Andenregion bis in das Amazonasbecken. Der Befund ist über weite Teile niederschmetternd: „Kinder fühlen sich mit ihrer Angst und ihren traumatischen Gewalterlebnissen ganz oft allein und von denen, die sie eigentlich beschützen sollten, vollkommen im Stich gelassen“, erklärt Mauricio Bonifaz, einer der drei Koordinator*innen dieses Forschungsprojektes.

Was diese Erfahrungen mit Kindern und jungen Menschen machen, ähnelt frappierend denen der Corona-Zeit: Vor allem in den Armenvierteln der großen Städte trauen sich Kinder kaum noch aus dem Haus. Spielen auf der Straße, sich mit Freund*innen treffen, wird genauso zum Risiko wie der Weg zur Schule und zurück. Das Gefühl des Eingeschlossen-

seins, so belegt es die empirische Studie, kratzt am Selbstbewusstsein der Kinder, nimmt ihnen Unbefangenheit und reduziert ihre Sozialkontakte dramatisch. Und – auch das gehört zu diesem Befund – so viel Zeit isoliert zu Hause verbringen zu müssen, erhöht das Risiko, Opfer von Missbrauch und Gewalt durch Erwachsene in den eigenen vier Wänden zu werden, deutlich.

Groteskerweise, und auch damit beschäftigt sich diese Untersuchung, sind es in dieser Situation ausgerechnet die Strukturen des organisierten Verbrechens, die vielen Jugendlichen eine Perspektive offerieren: „Wenn dich niemand schützen kann, außer denen, die dein Viertel bis an die Zähne bewaffnet kontrollieren, ist es natürlich attraktiv, zu den Starken zu gehören“, berichtete Mauricio Bonifaz von eigenen Gesprächen mit Jugendlichen aus Socio Vivienda: „Die Jungs aus den Gangs haben Motorräder, tolle Autos. Sie protzen mit ihrem Macho-Gehabe und umgeben sich mit schönen Frauen. Aber: Wer wirklich dazu gehören will, muss dafür einen Menschen getötet haben.“ Dass sie die Kinder, die sie für ihre kriminellen Aktivitäten rekrutieren, der Gefahr aus-



Jürgen Schübelin

Der Sozialwissenschaftler Mauricio Bonifaz leitet das Kindernothilfe-Büro in Ecuador und ist einer der drei Koordinator*innen der 360 Grad-Studie über Kinderrechtsverletzungen in Ecuador.



Miri Macías (Fundación JUCONI)

Ganz wichtig ist es, mit den Kindern aus den am stärksten von dem Terror und der Gewalt der Gangs betroffenen Armenvierteln von Guayaquil über ihre Erlebnisse und Erfahrungen zu sprechen.

setzen, selbst erschossen zu werden, interessiert nicht. Im Gegenteil: Je jünger sie sind, wenn sie Drogen transportieren, bewaffnete Raubüberfälle begehen oder im Auftrag töten, umso größer ist die Chance, dass sie straffrei bleiben.

Es sind vor allem die Kirchen und Organisationen aus der Zivilgesellschaft mit einem kirchlichen Hintergrund, die mit aller Kraft dagegen ankämpfen, dass dieses Abgleiten in einen von Drogengangs bestimmten Alltag und – als Antwort darauf – gelegentliche, live im Fernsehen übertragene brachiale Militäreinsätze auf den Straßen, die Zukunft einer ganzen Generation bestimmen. Nach dem berühmten Zwischenfall mit dem Feuergefecht vor der Schule von Socio Vivienda II arbeitete das Team der ökumenischen Stiftung JUCONI (Fundación ¡Junto con los Niños y Niñas!) wochenlang mit Lehrkräften – aber auch den Kindern und Eltern – an einem Schutzkonzept, dem Einüben von Alarmplänen und Evakuierungsstrategien, um Kinder nicht noch einmal der tödlichen Gefahr auszusetzen, mitten in einen Schusswechsel zu geraten. Hinzu kommt eine intensive therapeutische

Arbeit mit Kindern und Erwachsenen, die Gewalt unmittelbar erlebt haben. Und es geht um Techniken zum Selbstschutz, dem Erkennen von Gefahren und dem bewussten Ausweichen von Risikosituationen. Das Team der Salesianer, die sich seit über anderthalb Jahrzehnten mit und für Kinder aus afroecuadorianischen Familien im Sektor Nigeria auf der Isla Trinitaria engagiert, hat es geschafft, ihr Gemeinschaftszentrum „Juanito Bosco“ zu einem auch von den Gangs respektierten Schutz- und Fluchtort zu machen, indem sie von Anfang an immer auch Kinder aus Familien, die aus einer der kriminellen Gruppen im Viertel kommen, aufnahm – und den Kontakt zu ihren Eltern nicht abreißen ließ: „Allerdings unter glasklaren Bedingungen“, sagt Mauricio Bonifaz, „keine Waffen und Drogen auf dem Gelände, keinerlei Auseinandersetzungen oder Anwerbeversuche im Zentrum.“ Bis jetzt trägt dieses Konzept: „Schon allein das“, so Bonifaz, „ist wie ein kleines Wunder.“

Jürgen Schübelin leitete bis zu seinem Ruhestand das Referat Lateinamerika und Karibik bei der Kindernothilfe in Deutschland. Mit der Region ist er weiterhin eng verbunden.

Frontalangriff auf die Kirchen

In kaum einem Land Lateinamerikas geht der Staat so offen gegen die Kirchen vor wie in Nicaragua. Mit Verhaftungen von Geistlichen, Abschiebungen und der Erhebung von Steuern scheint das Regime kirchliche Strukturen zerschlagen zu wollen. Totale Kontrolle lautet die Devise des Diktatorenehepaares Daniel Ortega und Rosario Murillo.

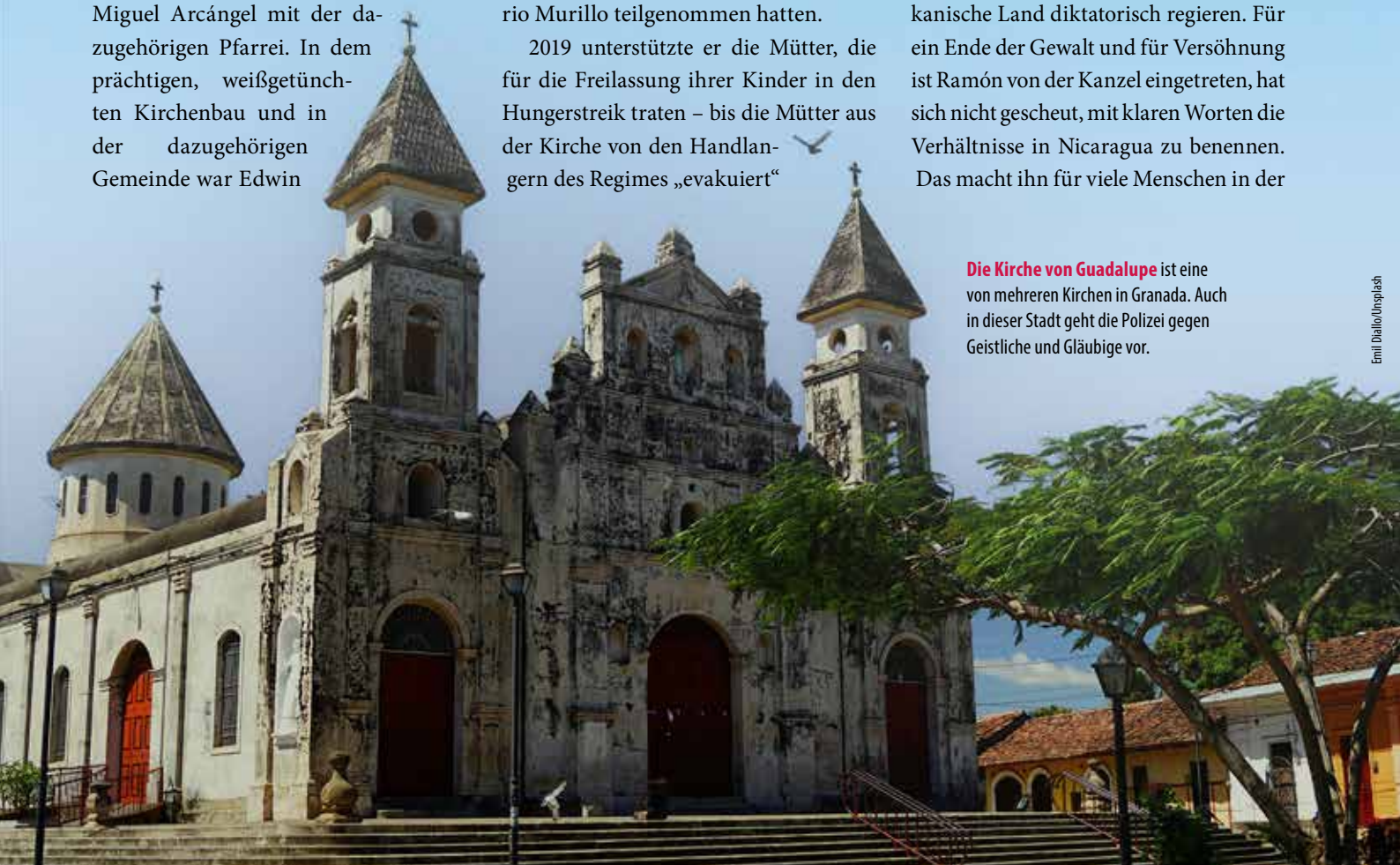
Masaya heißt die Kolonialstadt im Südwesten Nicaraguas, die von Gründerzeithäusern und zahlreichen Kirchen geprägt ist. Darunter auch San Miguel Arcángel mit der dazugehörigen Pfarrei. In dem prächtigen, weißgetünchten Kirchenbau und in der dazugehörigen Gemeinde war Edwin

Román lange aktiv. 2018 hat er die Türen der Kirche geöffnet, um denen zu helfen, die von paramilitärischen Schlägertruppen verletzt worden waren, weil sie an den sozialen Protesten gegen die Regierung von Daniel Ortega und Rosario Murillo teilgenommen hatten.

2019 unterstützte er die Mütter, die für die Freilassung ihrer Kinder in den Hungerstreik traten – bis die Mütter aus der Kirche von den Handlangern des Regimes „evakuiert“

wurden. Immer wieder hat der hagere Geistliche die Schmähungen, manchmal auch die Handgreiflichkeiten der Schergen des Präsidentenpaares ertragen, die 2018 die sozialen Proteste blutig niederschlugen und seitdem das mittelamerikanische Land diktatorisch regieren. Für ein Ende der Gewalt und für Versöhnung ist Ramón von der Kanzel eingetreten, hat sich nicht gescheut, mit klaren Worten die Verhältnisse in Nicaragua zu benennen. Das macht ihn für viele Menschen in der

Die Kirche von Guadalupe ist eine von mehreren Kirchen in Granada. Auch in dieser Stadt geht die Polizei gegen Geistliche und Gläubige vor.



historisch bedeutsamen Stadt, wo die sandinistischen Rebellen 1979 massiven Zuspruch erhielten und von wo sie zum entscheidenden Angriff auf Managua Kraft sammelten, zu einem mutigen Mann.

Haltung und Kritik sind anscheinend die zentralen Gründe, weshalb Vizepräsidentin Rosario Murillo persönlich Edwin Román als „Mörder, Terroristen und Verbrecher“ ächtete. Das war Ende 2021, Román befand sich gerade in Miami und dem heute 64-jährigen Seelsorger wurde schnell klar, dass er nicht nach Masaya zurückkehren konnte. Mehr als eine Zelle hätte er kaum zu erwarten gehabt. Somit zählt Román heute zu den rund 250 Geistlichen, die sich im Exil aufhalten. Darunter als einer der ersten der Weihbischof von Managua Silvio Baez, der den Präsidenten und seine Frau für die Menschenrechtsverletzungen 2018 durch Militärs, die Polizei und paramilitärische Einheiten verantwortlich machte. Laut der Interamerikanischen Menschenrechtskommission, eine Institution der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS), starben 2018 bei der brachialen Niederschlagung der Proteste 355 Demonstrant*innen.

Silvio Baez folgten weitere Bischöfe wie Rolando Álvarez oder Jorge Solorzao ins Exil, aber auch viele Padres. Nicht nur der katholischen Kirche, sondern auch der evangelischen Kirchen. „Zuletzt wurden Anfang September 135 politische Gefangene auf Druck der USA und anderer Staaten freigelassen – darunter elf religiöse Vertreter*innen“, so Juan Carlos Arce, Menschenrechtsanwalt aus dem costa-ricanischen Exil. Arce, der lange für die Menschenrechtsorganisation CENIDH bis zu deren Verbot im nicaraguanischen Matagalpa tätig war, ist im Dezember 2019 nach San José, Hauptstadt Costa Ricas, geflohen. Im Exil hat er gemeinsam mit Kolleg*innen wie Wendy Flores das



Stop Deportation: Aus Nicaragua Geflüchtete demonstrieren in Hamburg gegen das Regime in ihrem Heimatland und die Ausbürgerung von Personen, die das Diktatorenehepaar Daniel Ortega und Rosario Murillo kritisieren.

Menschenrechts-Kollektiv Nicaragua Nunca+ aufgebaut. Das ist international gut vernetzt, nimmt auch an den Menschenrechts-Tagungen auf UN-Ebene teil und analysiert die Situation in Nicaragua, die sich in den letzten Monaten deutlich verschärft hat.

„Seit der Niederschlagung der Studierendenproteste 2018 wurden in Nicaragua mehr als 3600 Parteien, Vereine und Nichtregierungsorganisationen verboten. Mitte August sind weitere 1500 geschlossen worden, am 22. August weitere 151 und am 30. August noch einmal 169 Nichtregierungsorganisationen – darunter etliche kirchliche Organisationen, genauso wie Kinder-Hilfsorganisationen. Das ist beispielslos in der Region“, sagt Arce und zieht die Augenbrauen hoch, als ob er seinen Worten mehr Gewicht verleihen wolle und fährt fort: „Das Ehe-

paar Ortega-Murillo versucht, den Kirchen die Luft zum Atmen zu nehmen.“

Dazu gehört seit dem 22. August auch deren Besteuerung. Da wurde im Amtsblatt „La Gaceta“ angekündigt, dass fortan auch Kirchen und religiöse Organisationen Steuern auf ihre Einnahmen zahlen müssen. Für Juan Carlos Arce ist es der Versuch, den Kirchen den ökonomischen Sauerstoff abzudrehen, ihnen finanzpolitische Daumenschrauben anzulegen. Dafür gibt es laut seiner Kollegin Wendy Flores einen triftigen Grund: Die Kirchen und vor allem die katholische Kirche sind die letzten unabhängigen Organisationen in Nicaragua mit sozialem Impact und tiefer gesellschaftlicher Verankerung. In die Kirchen verlagerten sich 2018 die friedlichen Proteste und auch heute sind die Kirchen ein Ort, wo sich die Menschen begegnen.

„Das ist dem Diktatorenehepaar ein Dorn im Auge. Sie werfen den Kirchen und vor allem der katholischen vor, einen Umsturzplan gemeinsam mit den USA zu verfolgen“, meint Wendy Flores. Das streiten die Kirchenverantwortlichen ab und berufen sich wie Padre Edwin Román auf die Bibel und ihre „Verpflichtung an der Seite der Menschen zu stehen“. Román, dessen Großmutter Manuela Calderon Schwester von Nationalheld und Guerillakämpfer Augusto César Sandino war, wirft Daniel Ortega vor, dass er vom Guerilla-Comandante, der gegen einen Diktator mit der Waffe in der Hand gekämpft hat, zu einem Diktator mutiert sei.

Deutliche Worte, die dazu beigetragen haben, dass der Padre eine Persona non grata im Nicaragua des Diktatorenehepaares ist. Das setzt auf totale Kontrolle in dem mittelamerikanischen Land und sitzt trotz ökonomischer Sanktionen und internationaler Isolierung überraschend fest im Sattel. Dazu trägt die Tatsache bei, dass die, die die Verhältnisse in Nicaragua kritisieren, entweder verhaftet und unter menschenrechtsverachtenden Bedingungen weggesperrt oder aus dem Land gedrängt werden.

So ging es auch den beiden prominenten Schriftsteller*innen Gioconda Belli und Sergio Ramírez. Beide Anhänger*innen der sandinistischen Revolution und lange Zeit auch in den sandinistischen Strukturen aktiv, leben mittlerweile in Madrid und beobachten von dort das Geschehen in Nicaragua. Laut Ramírez, ehemaliger Vize-Präsident, Schriftsteller sowie Mitarbeiter des in San Salvador ansässigen renommierten Online-Portals „El Faro“, versuche das Diktatorenehepaar in Nicaragua eine Dynastie aufzubauen. Als perfides Instrument dient dabei die Ausbürgerung, die in Nicaragua systematisch und gezielt angewandt wird, so Jan-Michael

Simon, Vorsitzender der dreiköpfigen UN-Expert*innengruppe Nicaragua. Die verfasst jährlich einen Bericht zur Menschenrechtssituation in Nicaragua und erstattet dem UN-Menschenrechtsausschuss regelmäßig Bericht in Genf, erklärt der Rechtswissenschaftler am Max-Planck-Institut zur Erforschung von Kriminalität, Sicherheit und Recht in Freiburg. „Gestern erreichte uns hier in Genf die Nachricht, dass den 135 politischen Gefangenen, die Anfang September freigelassen wurden, die Nationalität entzogen wurde: durch den Obersten Gerichtshof.“ Für den 57-jährigen Simon ist das der Versuch, sie mundtot zu machen, zudem werden die Namen der Menschen in Nicaragua aus sämtlichen Registern gelöscht, ihr Vermögen beschlagnahmt. Das ist gängige Praxis.

So erging es 94 Menschen im Februar 2023, als die Richter*innen das letzte derartige Urteil veröffentlichen. Damals stand der Name von Schriftsteller Sergio Ramírez auf der Liste, aber auch jener von Padre Edwin Román. Beide sind nun staatenlos, genauso wie rund 450 andere, oft in die USA abgeschobene oder nach Europa geflohene Nicaraguaner*innen. „In Lateinamerika sei das in dieser Dimension einzigartig“, so Simon, der am 10. und 11. September dem UN-Menschenrechtsausschuss Bericht erstattete. Er wies auf die Verschärfung der Menschenrechtssituation in Nicaragua hin, in deren Fokus ständen nun religiöse Organisationen. „Sie werden aus rein politischen, nicht aus religiösen Motiven verfolgt.“ Seit 2018 habe das Regime 80 Prozent der zivilgesellschaftlichen Organisationen verboten, ihr Vermögen konfisziert und sie zumindest teilweise aus den Unterlagen gelöscht. In Lateinamerika sei Vergleichbares zwar in Chile oder Kuba vorgekommen, aber in dieser Dimension sei das beispiellos, so der Jurist, der sich vor allem in Mittelamerika

exzellent auskennt und nach wie vor auf ein paar Quellen innerhalb des Apparats zurückgreifen kann.

Die werden allerdings weniger. „Von Menschen wie Organisationen wird de facto verlangt, sich zu unterwerfen und das gilt auch für die Gläubigen. Sie müssen entscheiden, ob sie ihren Glauben praktizieren und dafür auf den Job im Staatssektor verzichten“, schildert Simon die Verhältnisse. An denen wird sich kurzfristig kaum etwas ändern. „Langfristig wird es kaum gelingen, eine ganze Bevölkerung als Geisel zu nehmen“, prognostiziert Simon und diese Einschätzung teilt auch Sergio Ramírez: „Aus meiner Perspektive war es ein elementarer Fehler von Daniel Ortega, sich die katholische Kirche zum Feind zu machen – wer kann schon von sich behaupten, gegen die Kirche in den letzten 2000 Jahren gewonnen zu haben?“, fragt Ramírez und lässt ein ironisches Lächeln um seine Lippen spielen. Dieser ironische Optimismus fehlt Padre Edwin Román. Er macht sich Sorgen um die Menschen und ärgert sich über die Verbote, die das kirchliche Leben in Nicaragua erschweren. Dazu gehört, dass den Kirchen die traditionellen Prozessionen verweigert werden wie zum Beispiel in Granada. Dort wurde die traditionelle Prozession „La Conchita de Granada“ schon im letzten Jahr verboten. In Masaya durften die Kirchen keine Stände außerhalb der Kirchengebäude organisieren, um Teile ihrer Arbeit zu finanzieren. Das sind Einschnitte in das kirchliche Leben, die schwer wiegen. Sie seien genauso schwer zu ertragen wie Polizist*innen in der Kirche oder die Beamt*innen, die die Messe auffällig unauffällig mitschneiden, gibt Román Einblick in seine Erfahrungen in der Kirche von Masaya. Bittere Realitäten in Nicaragua.

Knut Henkel ist Politikwissenschaftler und freier Journalist aus Hamburg.

Die Regenbogenna

Vor 30 Jahren legte die südafrikanische Verfassung den Grundstein für eine gerechte Gesellschaft, basierend auf Demokratie, sozialer Gerechtigkeit und Menschenrechten. Doch wie viel davon ist heute Realität? Ein Blick auf Erfolge, Herausforderungen und die noch offenen Wunden der Vergangenheit zeigt, wie weit Südafrika auf seinem Weg gekommen ist – und welche Hürden noch bestehen.

Alan Storeys Lebensaufgabe deckt sich mit der Präambel der südafrikanischen Verfassung: „die Spaltungen der Vergangenheit zu überwinden und eine Gesellschaft zu errichten, die auf demokratischen Werten, sozialer Gerechtigkeit und grundlegenden Menschenrechten beruht“. Für diese Überzeugung trat er schon als junger Mann ein und verweigerte den Militärdienst in der Apartheid-Armee Südafrikas. Er

wurde der letzte Kriegsdienstverweigerer, der im Südafrika der Apartheid vor Gericht gestellt wurde. Sein Engagement setzte er als Pastor der methodistischen Kirche in Südafrika fort. Bis 2023 war Alan Storey Pastor der Central Methodist Mission (CMM) in Kapstadt.

Alan Storey, wie steht es 30 Jahre nach dem Ende der Apartheid um Südafrika? Wir sind immer noch eines der Länder der Welt mit der größten Ungleichheit.

Die überlebensgroße Bronzefigur des ehemaligen Präsidenten und Friedensnobelpreisträgers Nelson Mandela steht seit 2013, seinem Todesjahr, vor den Union Buildings in Pretoria.

tion auf der Kippe

Und Ungleichheit und Armut führen zu Gewalt. Wir sind ein Land, das sich im Krieg mit den Frauen befindet und das ein sehr, sehr unsicherer Ort für Frauen ist. Jedes Jahr werden über 3000 Frauen getötet. Ich erlebe mein Land als extrem gewalttätig, extrem sexistisch, extrem ungleich. Dazu kommt die enorme Arbeitslosigkeit. Und dieser absurde Kontrast, das unmittelbare Nebeneinander von Armut und Reichtum.

Das Erbe von Kolonialismus und Apartheid lebt bei uns weiter. Die Vergangenheit ist nicht die Vergangenheit, sondern immer noch die Gegenwart – für viele, viele Menschen. Wie sind stets am Rande des Abgrunds. Die Situation könnte jederzeit eskalieren.

Wir sind als Menschen traumatisiert von unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart. Das ist ein enormer Stress. Wenn man mit Südafrikaner*innen spricht, die die Gelegenheit hatten, das

Land für eine Weile zu verlassen, sagen sie immer, wie gut es war, sich sicher zu fühlen und einfach zu entspannen. So gesehen ist Südafrika wirklich ein sehr schmerzhafter Ort zum Leben.

Würden Sie dennoch sagen, es ist heute besser als früher?

Auf jeden Fall. Wir haben Verbrechen, aber kein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Apartheid-Gesetze waren ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Gesetze machten es buchstäblich zu einer Straftat, Schwarz zu sein. Das gibt es nicht mehr.

Es bleibt aber das Verbrechen der Ungleichheit. Wenn die Leute über Verbrechen sprechen, denken sie nur an Menschen, die sich gegenseitig ausrauben. Doch das primäre Verbrechen ist, dass Menschen hungrig ins Bett gehen. Lassen Sie mich das mit einer Analogie erklären: Nehmen wir ein Schiff mit

mehreren Decks. Auf dem Apartheid-Schiff gab es unten Schwarze und dann, in der Sprache der Apartheid, indische People of Color und Weiße. Und man durfte sich zwischen den Ebenen nicht





bewegen. Sie waren verschlossen. Das Unterdeck unterhalb der Wasserlinie war das der Schwarzen. Wenn sie also durch die Bullaugen schauten, sahen sie nur Wasser und Schlamm. Und dann brachen einige Leute aus, versuchten, das Schiff zum Wenden zu bewegen. Die meisten von ihnen endeten tot oder im Gefängnis. Dann kam 1994 und sie haben die Böden aufgeschlossen und es hieß, alle könnten sich bewegen. Das nannten sie Freiheit. Doch um sich zu bewegen, brauchte man Geld. Damit war es zwar nicht mehr verboten, sich zwischen den Decks des Schiffs zu bewegen, aber es hat seinen Preis. Die Mehrheit der Menschen im unteren Deck sind immer noch dieselben Menschen. Wenn sie aus ihren Fenstern schauen, sehen sie immer noch Wasser und Schlamm, und es ist ihnen egal, ob das Schiff in diese oder jene Richtung fährt. Sie sehen das Gleiche. Die jungen Menschen unter 30 haben die verschlossenen Decks nicht mehr erlebt, sie wurden einfach unter Deck geboren und ihnen wurde gesagt, dass sie an die Spitze, auf das obere Deck kommen können, aber dafür braucht man Geld, und sie haben kein Geld. Und das macht wütend. Es gibt so viel Wut!

**Auf den hölzernen Eingangs-
türen des Verfassungsgerichts**
sind die 27 grundlegenden
Menschenrechte, die im zweiten
Kapitel der Verfassung, der so-
genannten Bill of Rights, aufgeführt
sind, in den 11 Amtssprachen
Südafrikas und auch in Gebär-
densprache dargestellt.

Mit den ersten demokratischen Wahlen 1994 war große Hoffnung verbunden. War die aus Ihrer Sicht vergebens?

Die ersten 15 Jahre haben wir einige gute Fortschritte gemacht, würde ich sagen. Doch dann begann 2010 die sogenannte State Capture (Anm. d. Red.: eine Form systemischer Korruption, bei der private Interessen die Entscheidungsprozesse des Staates zu ihrem eigenen Vorteil erheblich beeinflussen, ausnutzen oder sogar übernehmen).

Wenn wir nochmal die Schiffs-Analogie nehmen, dann hat man immer noch die Mehrheit der Menschen, die im unteren Deck leiden. Und die Institution, die Politik, die eigentlich helfen sollte, benutzt ihre Macht, um Geld für einige wenige Leute in der Regierung zu sammeln, statt im Interesse aller zu handeln. State Capture war also wie ein Torpedo, der in das Schiff eingeschlagen ist. Und wer leidet in so einer Situation am meisten? Die Menschen im Unterdeck.

Wir haben also Kolonialismus, wir haben staatliche Vereinnahmung und Korruption und wir haben die riesige Ungleichheit mit all ihren Folgen – das müssen wir angehen.

2024 war wieder ein Wahljahr für Südafrika. Wie bewerten Sie das Ergebnis?

Trotz all der Herausforderungen und Probleme, die ich gerade beschrieben habe, hatten wir wieder freie und demokratische Wahlen. Wie wir sie alle vier Jahre haben, seit 1994. Das finde ich bemerkenswert. Diesmal hat der African National Congress (ANC), die einstige Partei von Nelson Mandela, erstmals seit 30 Jahren die Mehrheit verloren und musste eine Koalitionsregierung eingehen, um die Macht zu sichern. Die kommenden Monate werden zeigen, was das für uns bedeutet.

Neben freien Wahlen haben wir eine Reihe von Institutionen, die bemerkenswert sind. Wir haben eine furchtlose Presse, mutige Journalist*innen, die nach der Wahrheit suchen. Wir haben Gerichte und Richter*innen, die mutige Entscheidungen treffen. Wir können uns also immer noch auf die Verfassung verlassen. Und dazu kommen einige bedeutende NGOs. Die Rolle der Kirchen hingegen sehe ich kritisch.

Sie selbst sind methodistischer Pastor und doch sehen Sie die Rolle der Kirchen in Südafrika kritisch. Warum?

Weil wir uns mit den Machthabenden angefreundet haben. Während der Apartheid war das anders und mutige Menschen haben kritisch ihre Stimme erhoben und sich gegen das Regime gestellt. Doch dann waren viele der neuen Leute, die nach 1994 an die Macht kamen, unsere Vertrauten. Wir kannten sie beim Vornamen und vertrauten ihnen. Wir geben Freund*innen einen Spielraum, den wir anderen Menschen nicht geben würden. Das ist für mich der eine Grund. Ein zweiter ist: Wir sind eine reiche Kirche. Eigentlich repräsentieren wir nicht die Ärmsten der Armen. Und wir haben es uns bequem gemacht. Die Kirche existiert, um zu überleben und zu wachsen. Die Leute sprechen über das Wachsen der Kirche anstatt über das Wachsen der Gerechtigkeit in der Welt. Doch Jesus ist eigentlich sehr klar: Wenn ihr euer Leben retten wollt, werdet ihr es verlieren. Unter der Apartheid gaben die Leute ihr Leben weg. Und so blieb die Kirche starke Stimme für Wahrheit und Gerechtigkeit. Ähnliches sehe ich beim ANC. Nicht, dass ich mit allem einverstanden gewesen wäre, aber im Großen und Ganzen war es eine erstaunliche, mutige Gruppe von Menschen, eine Befreiungsbewegung. Und dann kamen sie an die Macht. Und die Frage ist nicht:

Wie können wir befreien? Sondern: Wie können wir die Macht behalten? Und so ergeht es allen Institutionen, die sich schließlich nach innen wenden. Wenn wir anfangen, nach innen zu schauen, sterben wir. Und wir sterben nicht nur, sondern wir verursachen den Tod.

Was wünschen Sie sich stattdessen?

Ich verstehe Kirche als eine Gruppe von Menschen, die von der Angst befreit sind und sich für das Leben entscheiden, nicht nur für sich selbst, sondern für das Leben um des Lebens willen. Also das Leben in seiner ganzen Fülle und für alle wählen. Und wie wählt man das Leben? Indem man liebt. Wie liebt man? Indem man Gerechtigkeit, Gleichheit und Barmherzigkeit sucht und für Gerechtigkeit in der Welt kämpft. Das ist es, was den Kampf gegen die Apartheid ausgemacht hat. Es ist ein Menschenrecht, genug Essen, eine Unterkunft, Bildung und Gesundheitsversorgung zu haben. Dafür sollten wir uns stark machen, als Einzelpersonen und als Kirchen.

Was treibt Sie persönlich an?

Was mich antreibt, ist, dass ich unter der Apartheid in Südafrika aufgewachsen bin und gesehen habe, wie die Bibel be-

nutzt wurde, um die Apartheid, die Trennung, den Hass, die weiße Vorherrschaft und Bevorzugung zu unterstützen. Und von klein auf habe ich mir vorgenommen, den Rest meines Lebens damit zu verbringen, dieselben Texte aus der Bibel zu verwenden, um das herauszufordern und zu zeigen, dass Gott keine Lieblinge hat. Rassismus, Sexismus, Homophobie, Klassismus, etc. – all das herrscht nicht nur in der Welt um mich herum, sondern auch in mir. Es ist unmöglich für mich, nicht sexistisch zu sein, weil ich in einer patriarchalischen Gesellschaft aufgewachsen bin. Es ist unmöglich für mich, nicht rassistisch zu sein, weil ich in einem rassistischen Umfeld aufgewachsen bin. Ich muss das also in mir ansprechen und in der Gesellschaft thematisieren.

Was gibt Ihnen Hoffnung für die Zukunft?

Meine Hoffnung ist die Wahrheit. Solange es Menschen in diesem Land gibt, die den Mut haben, nach der Wahrheit zu suchen, egal wie hart diese ist, und sie zu veröffentlichen, wird sie am Leben bleiben. Und bis jetzt haben wir genug Menschen, die nach der Wahrheit suchen und sie aussprechen.

Das Interview führte Corinna Waltz.



Alan Storey

Malte Behlau/ELW

NEU erschienen

ANZEIGE



Ein Kalender evangelischer Missionswerke • A calendar of protestant mission agencies • Un calendrier d'oeuvres missionnaires protestantes

Kalender der Missionswerke 2025

»Schöpfung bewahren«

Der gemeinsame Kalender der Missionswerke trägt im kommenden Jahr den Titel „Schöpfung bewahren“ und bietet zwölf individuelle Motive, welche die Schöpfung in all ihren Facetten zeigen. Ob auf festem Boden, im glühenden Feuer, der heißen Wüste, auf hohem Berg oder im berausenden Wasser – überall ist Schönheit und Leben. Die Bilder zeigen auch Tiere, Menschen und Pflanzen und verdeutlichen so, wie groß und vielfältig unsere Welt ist. Wir haben versucht, eine Auswahl zu treffen, welche ein weites Spektrum von dem zeigt, was unbedingt bewahrt werden muss: Die Schöpfung.

Die Motive stammen aus Chile, Hawaii, Malawi, Indonesien, Island, Liberia, Marokko, Äthiopien, Uganda, Nepal und von den Cookinseln. Die ergänzenden Bibelverse sind wie immer in deutscher, englischer und französischer Sprache nachzulesen.

Seit über 20 Jahren gibt eine Kooperation evangelischer Missionswerke unter dem Dach der Evangelischen Mission Weltweit einen gemeinsamen Bildkalender zu unterschiedlichen Themen heraus.

Jetzt bestellen!: info@demh.de | www.demh.de



Verlag der Deutschen
Evangelischen Missionshilfe (DEMh)

Normannenweg 17-21
20537 Hamburg

Tel.: (040) 254 56-143
info@demh.de · www.demh.de

KOLUMNE



privat

Pfarrerin Dr. Anupama Hial

ist ordinierte lutherische Pastorin. Derzeit arbeitet sie für das Ökumenenetzwerk der Nordkirche als Ökumenereferentin und ist Studienleiterin der Missionsakademie in Hamburg.

Wie lang wird es noch dauern bis ich, als Frau, nachts allein und ohne Angst spazieren gehen kann? Wie lange noch?

Sexualisierte Gewalt ist ein großes Problem, mit dem Frauen überall auf der Welt konfrontiert sind. Der Vorfall der Gruppenvergewaltigung einer Ärztin in Kolkata, Westbengalen in Indien am 9. August 2024 hat mich emotional und geistig erschüttert. Ich war so aufgebracht und wütend, dass ich viele Nächte nicht schlafen konnte. Wie lange sollen wir solche Nachrichten noch ertragen?

Eine 31-jährige Ärztin arbeitete 36 Stunden im Krankenhaus und wollte sich, da es ansonsten keine Möglichkeit dazu gab, in einem Seminarraum ein wenig ausruhen. Während sie dort lag, kam ein Mitarbeiter des Krankenhauses zusammen mit anderen Männern. Sie vergewaltigten die Ärztin ununterbrochen und töteten sie. Die Brutalität dieses Vorfalls ist entsetzlich und unerträglich. Sie vergewaltigten sie und rissen ihre Beine in eine 90-Grad-Position, sie zerbrachen die Brille, die sie trug, und die Glassplitter drangen in ihre Augen, so dass sie bluteten. Sie war die einzige Tochter von Eltern aus der Mittelschicht.

Obwohl Indien am 15. August seinen 77. Unabhängigkeitstag gefeiert hat, finde ich, dass wir überhaupt nicht unabhängig sind. Gandhi sagte: „Indien wird frei sein, wenn die Frauen sich sicher fühlen, wenn sie um Mitternacht durch die Straßen Indiens gehen“. Frauen sind nicht einmal bei Tageslicht sicher.

Gewalt gegen Frauen ist in Indien ein Problem, das in gesellschaftlichen Normen und wirtschaftlicher Abhängigkeit wurzelt. Fast jede dritte Frau ist in irgendeiner Form von Gewalt betroffen. Auch die Art der Vergewaltigungen wird immer aggressiver und brutaler. Unzureichende polizeiliche und gerichtliche Praktiken verweigern weiblichen Opfern jedoch angemessenen Schutz und Gerechtigkeit. Kavita Srivastava, die Generalsekretärin der People's Union of Civil Liberties, formuliert es so: „Dies ist das neue Indien, in dem die Rechtsstaatlichkeit völlig zusammengebrochen zu sein scheint,

wovon die Frauen am meisten betroffen sind, denn es ist auch eine Periode der unverhohlenen Konsolidierung des Patriarchats. Gewalt gegen Frauen scheint noch normaler geworden zu sein“. Indien ist eines der führenden Länder der Welt im Bereich der Technologie. Das Land hat es bis in den Weltraum geschafft und viel erreicht. Aber trotzdem sind die Töchter, Mütter und alle Frauen in diesem Land nicht sicher. Obwohl die Beteiligung von Frauen am öffentlichen Leben zunimmt und Gesetze geändert wurden, hat Indien noch einen langen Weg vor sich, um die Gleichberechtigung der indischen Frauen im Land zu erreichen.

Vergewaltigung ist eine schwere Sünde und ein abscheuliches Verbrechen, das dem Opfer und der gesamten Gemeinschaft tiefes Leid zufügt. Deshalb muss der Gerechtigkeit Genüge getan werden, und diejenigen, die sexuelle Gewalttaten begehen, müssen zur Rechenschaft gezogen werden. Aber wenn die Staatsmacht keine Verantwortung übernimmt und Gesetze und Strafen wenig taugen, wohin kann frau sich dann für Gerechtigkeit wenden? Wie lange müssen Frauen auf ein Fitzelchen Gerechtigkeit warten? Wie lange wird es dauern, eine Welt der Befreiung zu schaffen und ein Land ohne Gewalt zu gestalten? Wie lange noch?

Die indische Regierung muss die Gelegenheit nutzen und entschiedene Maßnahmen ergreifen, um die Art und Weise, wie das Land über Frauen denkt, zu ändern.

Wie lange noch?

Über die Missionsakademie

Weltweite Ökumene

An der Missionsakademie werden Stipendiat*innen aus Asien, Afrika und Lateinamerika begleitet, die sich in einem theologischen Promotionsstudium an der Universität Hamburg befinden.

Mehr erfahren: www.missionsakademie.de



Wenn Bankgeschä

Kinder haben Rechte. Welche genau, das legt die UN-Kinderrechtskonvention verbindlich fest. Auch das universelle und unveräußerliche Menschenrecht auf körperliche und geistige Unversehrtheit gehört dazu. Doch die Klimakrise bedroht die Zukunft von Kindern und damit auch ihre Rechte. Die weltweiten Kirchen hätten ein starkes Instrument im Kampf gegen den Klimawandel – wenn sie es denn nutzten.

Die Klimakrise bedroht die Zukunft von Kindern und damit ihre Rechte und ihr Leben. Doch die richtige Art Bankgeschäfte können helfen.



Mika Baummeister/unsplash

Federique Seidel, Programmleiterin Kinderrechte beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), berichtet im Interview davon, wie man mit Bankgeschäften Leben retten kann und wie Klimaschutz und Kinderrechte zusammenhängen.

Viele Menschen würden bei dem Stichwort Kinderrechte eher an so etwas wie gewaltfreie Erziehung, Verbot von Kinderarbeit und gleiche Bildungschancen denken und erst in zweiter Linie an so etwas wie den Klimawandel. Wie sind denn die beiden Themen miteinander verknüpft?

Die Einhaltung der Kinderrechte in all ihren Aspekten ist durch den Klimawandel in Gefahr. Als die Kinderrechtskonvention 1989 verabschiedet wurde, da war der Klimawandel noch nicht so im Bewusstsein der Menschen angekommen, denn die Folgen waren noch nicht so stark zu spüren. Und deshalb gibt es

fte Leben retten

auch kein spezielles Kinderrecht auf Klimaschutz. Aber heute ist das anders und deshalb sagen wir Fachleute, jedes Kind hat ein Recht darauf, in einer sauberen, gesunden Umwelt und in einem sicheren Klima zu leben und aufzuwachsen. Wir fordern daher, dass die Erwachsenen bei allen ihren Entscheidungen berücksichtigen, welche Auswirkungen diese auf Umwelt und Klima haben und wie die Kinder jetzt und in der Zukunft davon betroffen sein werden.

Und so steht es zum Glück im sogenannten „General Comment 26“. Das ist ein Dokument, das erst im September 2023 veröffentlicht wurde. Geschrieben haben es die Mitglieder vom Ausschuss für Kinderrechte, weil man eben eingesehen hat, dass die Kinderrechtskonvention dieses dringende Thema nicht explizit anspricht. Er wurde außerdem von vielen Kindern mitgeschrieben und auch wir im Ökumenischen Rat der Kirchen haben daran mitgearbeitet.

Warum engagiert sich der Weltkirchenrat auf diesem Gebiet? Was können Kirchen Ihrer Meinung nach hier bewegen?

Als wir das Programm Engagement der Kirchen für Kinder vor etwa zehn Jahren entwickelt haben, da haben wir 150 Kinder in sieben Ländern befragt: Wie kann die Kirche ihren Einfluss nutzen, um das Leben von Kindern zu verbessern? Und es waren wirklich die Kinder und Jugendlichen selbst, die uns besonders gebeten haben, Klimaschutz als einen zentralen Aspekt von unserem Kinderprogramm einzubeziehen. Die Kinder haben uns ihr Leid und ihre sehr realen Zukunftsängste geschildert und

das hat uns dazu bewegt, Klimaschutz tatsächlich zu einer Priorität im Programm zu machen.

Und welche konkreten Maßnahmen unternimmt der ÖRK in diesem Zusammenhang?

Es gibt mehrere Projekte, aber eines möchte ich gern in diesem Zusammenhang besonders in den Vordergrund stellen. Es gab einen Teenager aus einer Kirche in den USA, der mir auf einem Kinderrechtsevent gesagt hat, dass die ganzen Bemühungen von Kindern und Jugendlichen völlig umsonst sind, wenn Erwachsene weiterhin Banken benutzen, die jede Minute Millionen von Dollar in fossile Energien investieren. Wir haben dann überprüft, ob das auch auf unsere Kirchen zutrifft, und tatsächlich gab es da nur eine Handvoll Kirchen, die es anders gemacht haben. Die Schwedische Kirche hat beispielsweise ihrer Bank gesagt, dass sie sicher sein möchten, dass kein Cent von ihrem Geld zur Klimakrise beiträgt, oder sie würden es nach einer Frist von zwei Jahren abziehen. Sie war dafür sogar bereit, Zinsverluste in Kauf zu nehmen. Die Bank wollte die Kirche als Kundin nicht verlieren und ließ sich darauf ein. Doch das Gegenteil war der Fall. Die erneuerbaren Energien, in die nun investiert wurde, waren sogar noch lukrativer. Die Kirche wurde also für diese Entscheidung, die sie aus christlichen und moralischen Gründen getroffen hatte, sogar belohnt. Wir haben die Kirche dann gebeten, uns den ersten Brief zu zeigen, den sie an ihre Bank geschickt hat. Diesen Brief haben wir dann als Beispiel an all unsere Kirchen auch in verschiedenen Sprachen gegeben, da-

mit sie das selbst auch machen können. Denn wir wissen, dass es leider noch viele Kirchen gibt, die schlicht nicht darauf achten. Ich glaube, keiner hat die Motivation durch seine Bankkonten Kindern zu schaden. Tatsache ist aber, dass sie es tun. Wenn sie die Frage, wie ihr Geld verwendet wird, nicht stellen. Das ist eines unserer Projekte, wo wir wirklich sicherstellen wollen, dass alle Bescheid wissen, so dass später niemand sagen kann: „Ach, das habe ich nicht gewusst“. Und dass die, die wirklich ihren Kindern nicht schaden wollen, von uns all die Unterstützung bekommen, die sie brauchen, um diesen Dialog mit ihrer Bank, Pensionskasse oder Versicherung zu führen. Denn es ist durch Expert*innen dokumentiert, dass dieses Vorgehen einer der effektivsten Hebel für den Klimaschutz ist. Die Tatsache, dass noch gar nicht so viele daran gedacht haben, gibt also enorm viel Hoffnung.

Das Interview führte Tanja Stünckel.



Alain Grosclaude

Tipp: Podcast Zeit für Mission

Wie können Bankgeschäfte Leben retten?

Jetzt das ganze Gespräch von Frederique Seidel und Tanja Stünckel im Podcast anhören: mission-weltweit.de/podcast



Postkoloniale Perspektiven auf Mission



Claudia Währisch-Oblau
Mission – geht's noch?
 Verlag: Neukirchener
 211 Seiten
 ISBN 978-3-761-57012-8

Wer macht denn heute noch Mission?! Mission und Kolonisation sind historisch eng miteinander verknüpft. Der Begriff Mission trägt ein schweres Erbe. In ihm schwingt Respektlosigkeit, Zwang und Überlegenheitsdenken mit. Manchen Menschen scheint Mission völlig überholt. Sollte sie mitsamt dem Begriff nicht besser einfach aufgegeben werden? Claudia Währisch-Oblau, Leiterin der Abteilung Evangelisation der Vereinten Evangelischen Mission, beantwortet diese Frage ganz klar mit Nein.

In ihrem Buch „Mission – geht's noch?“ macht sie sich gemeinsam mit internationalen Co-Autor*innen auf den Weg, zu beleuchten, wie postkoloniale Mission gelingen kann. Gemeinsam zeichnen sie ein vielschichtiges und teils provokantes Zukunftsbild einer Mission, die in alle Richtungen wirkt und auf offenen, respektvollen Dialog setzt. Es geht darum, im Austausch mit unterschiedlichen Kulturen und Glaubensrichtungen voneinander zu lernen

und das Wirken Gottes gemeinsam zu erleben. Währisch-Oblau beschreibt diese Art Mission so: „Alle können mitmachen, und alle können empfangen. Mission ist vielstimmig und divers. Ziel ist nicht die Christianisierung der Welt, sondern ‚Salz der Erde‘ zu sein“.

In neun Kapiteln beschäftigen Claudia Währisch-Oblau und ihre Co-Autor*innen, zu denen unter anderem auch Fidon Mwombeki und Sarah Vecera gehören, sich mit den unterschiedlichen Aspekten von Mission. Das Buch lebt von den unterschiedlichen Stimmen und den diversen Perspektiven, die auf Mission heute und die Geschichte der Mission blicken. Währisch-Oblau gelingt es dabei, durch verbindende Texte und Überleitungen, Spannungsfelder, die durch unterschiedliche Kontexte und Perspektiven entstehen, für die Lesenden erkenntnisbringend in Bezug zueinander zu setzen. Denn Mission hat immer etwas mit Kontext zu tun.

Tanja Stünckel

30 Jahre, die bis heute nachwirken



Sebastian Conrad
Deutsche Kolonialgeschichte
 Verlag: C.H.Beck Wissen
 128 Seiten
 ISBN 978-3-406-80732-9

Das deutsche Kolonialreich war nicht groß und dauerte nur 30 Jahre. Doch diese Zeit wirkt auf vielfältige Weise auf Deutschland zurück - teilweise bis heute. Autor Sebastian Conrad ist mit „Deutsche Kolonialgeschichte“ ein kompakter und kompetenter Überblick für eine komplexe Thematik gelungen.

In seinem Buch beschreibt Conrad, wie die koloniale Ordnung funktionierte, wo sie an ihre Grenzen stieß und wie die einheimischen Gesellschaften auf die Fremdherrschaft reagierten. Gleichzeitig bindet er die Geschichte der Kolonien in den größeren Zusammenhang der Globalisierung um 1900 ein und zeigt, wie stark die koloniale Erfahrung das Denken der Europäer*innen prägte. All dies tut Sebastian Conrad reflektiert, differenziert und auch für wenig vorinformierte Leser*innen äußerst lesenswert.

Auf nur 128 Seiten erklärt Conrad Begriffe und Denkweisen, die im Kolonialismus ihren

Ursprung haben, führt die Entwicklung der Forschung zu Kolonialismus aus und bezieht dabei auch die neuere Forschung aus dem Bereich „Postcolonial Studies“ mit ein. Das mag kompliziert klingen, ist es aber nicht.

Sebastian Conrad beschreibt die unterschiedlichen Kontexte der deutschen Kolonien, die im Sprachgebrauch meist als „Schutzgebiete“ bezeichnet wurden, und beleuchtet vielschichtige Aspekte rund um die Kolonisierung einfach und klar.

Welche Motivation hatte Deutschland als Kolonialmacht? Was ist Zivilisierungsmission? In welchem Zusammenhang stehen Wissen und Macht in kolonialen Kontexten? Und was ist die Kolonisierung der Imagination? Sebastian Conrad ist mit „Deutsche Kolonialgeschichte“ wirklich eine großartige Einführung gelungen, die 2023 in 5. durchgesehener Auflage erschienen ist.

Tanja Stünckel

Ernest Afrifa-Anane aus Ghana und Yannick Gerber aus der Schweiz arbeiten gemeinsam an einem Dokument aus dem Archiv von Mission 21



Julia Tischler

«Eine Entdeckung nach der anderen»

Das historische Forschungsarchiv ist Teil der internationalen Lerngemeinschaft von Mission 21. Der Besuch einer Gruppe von Studierenden aus Ghana und der Schweiz vermittelte dies anschaulich.

Diesen Sommer stand für zehn Tage Ghana ganz im Zentrum des Forschungsinteresses im Archiv von Mission 21. Zwölf Studierende und Doktorierende aus Ghana besuchten das Archiv, um die vielfältigen Dokumente zu nutzen. In der ersten Woche wurden sie für zwei Tage von Studierenden aus Basel begleitet, die ihnen bei der Entzifferung der deutschen Texte behilflich waren. In der Folgewoche arbeiteten sie alleine an ihren Themen aus den Bereichen Geschichte, Theologie oder Linguistik.

Der Besuch war Teil eines einjährigen Projekts von Julia Tischler, Professorin

für afrikanische Geschichte an der Universität Basel. In einer zweisemestrigen Veranstaltung machte sich eine Gruppe von Studierenden aus Ghana und der Schweiz auf die Suche nach Spuren der Basler Mission in Ghana und im süddeutschen Raum. Teil des Projekts waren eben dieser Besuch sowie eine Exkursion von Studierenden aus Basel nach Ghana im Januar dieses Jahres.

Für viele Studierende aus Ghana war der Besuch des Archivs von Mission 21 der Höhepunkt ihres zweiwöchigen Aufenthalts in der Schweiz. Für Frances Sakyama Addo beispielsweise, Doktorand am Akrofi-Christaller-Institute in Akropong,

wurde mit dem Archivbesuch ein langjähriger Traum wahr: „Die Menge von Dokumenten im Archiv ist unglaublich. Es war eine Bereicherung hierher zu kommen – eine Entdeckung nach der anderen.“

Mission 21 fördert mit dem historischen Forschungsarchiv den transnationalen Wissenstransfer, besonders mit den ehemaligen Einsatzgebieten der Basler Mission. Das universitäre Austauschprojekt war ein gelungenes Beispiel, wie Studierende aus Europa und dem Globalen Süden voneinander lernen und sich gegenseitig in der Geschichtsschreibung unterstützen können.

Andrea Rhyn

Mehr zum Projekt

Gemeinsam forschen

Im Rahmen des Projekts ist eine Website entstanden mit kleinen Forschungsbeiträgen und Reiseberichten aller Teilnehmenden aus Ghana und der Schweiz: www.baselfo.ch



PILZ-THYMIAN-HASELNUSSPORRIDGE

Es geht auch ohne Zucker – wie dieses herzhafte Porridge zeigt.

ZUTATEN FÜR 2 PERSONEN

- 1 Tl Butter oder Olivenöl
- 1 kleine Zwiebel, gehackt
- 65 g Champignons in Scheiben
- 1 Tl getrockneter Thymian oder 1 El

frische Thymianblättchen und etwas mehr zum Servieren

- 100 g Vollkornhaferflocken oder 135 g gekochte Quinoa oder 170 g gekochter Buchweizen

- 180 ml Brühe (gerne selbst gemacht), vermischt mit 125 ml Wasser
- 50 g Ziegenkäse Feta-Stil
- 4 El Haselnüsse, geröstet und klein gehackt



Lecker
und
gesund

Zubereitung: Die Zwiebel in Butter oder Olivenöl bei mittlerer Temperatur in einem Topf glasig anschwitzen (etwa drei Minuten). Pilze und Thymian hinzufügen und weich garen. Das gewählte „Getreide“, Brühe und Wasser dazugeben, bei Haferflocken noch 300 ml Wasser extra auffüllen. Umrühren und sechs bis acht Minuten kochen, bis die Flüssigkeit ganz aufgenommen ist. Vom Herd ziehen und die Hälfte des Käses und der Nüsse unterrühren.

Porridge auf zwei Schüsseln aufteilen, übrigen Käse, Nüsse und Thymian darüberstreuen und servieren.

Sarah Wilson

Best of »Goodbye Zucker«

Es geht auch ohne Zucker – und wie! Das beweist uns die Australierin Sarah Wilson mit ihren trendigen und raffinierten Rezeptideen. Dieses Buch enthält die beste Rezepte aus »Goodbye Zucker«, »Goodbye Zucker – für immer« und »Goodbye Zucker – für jeden Tag«. Lassen Sie sich von Sarahs zuckerloser und dabei trotzdem süßer Küche überzeugen und sagen auch Sie endlich dem Zucker Goodbye!



zu gewinnen
siehe Rätsel

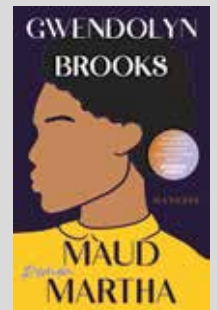
Sarah Wilson, Best of »Goodbye Zucker«, Goldmann Verlag, 240 Seiten, ISBN 978-3-442-18012-7

Sarah Wilson

RÄTSEL

ZU GEWINNEN

							In welcher Stadt steht die Kirche von Guadalupe?						
Über welche Klippe spricht Thea Hummel im Interview?													
Welche Krise bedroht die Zukunft von Kindern?													
									In welcher Stadt steht die überlebensgroße Bronzefigur Nelson Mandelas?				
Nachname des Vorsitzenden der ÖRK-Kommission für Weltmission und Evangelisation													
								Mission: ... heißt die neue Ausstellung des Berliner Missionswerks.					
									In welchem Land hat der neue EMW-Referent Ipyana Mwamugobole zuvor gearbeitet?				
Wo scheint die Regierung kirchliche Strukturen zerschlagen zu wollen?													
In welcher Stadt hat die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen 2004 ihr Bekenntnis formuliert?													
Welchen Preis erhielt Gwendolyn Brooks 1950 als erste Schwarze?													



siehe Seite 3



siehe Seite 40

Bitte das Lösungswort (farbige Felder senkrecht) bis zum 31.01.2025 (Datum des Poststempels) einsenden an: **Redaktion EineWelt, Normannenweg 17-21, 20537 Hamburg, raetsel@mission-weltweit.de**. Die Lösung aus Heft 3/2024 lautete KIA ORANA.

Die Gewinner*innen wurden benachrichtigt. EMW-Mitarbeitende sind von der Teilnahme ausgeschlossen. Das Los entscheidet, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Einsendungen sowie Angaben zu Namen und Anschriften werden nur für die Verlosung genutzt und danach gelöscht.

IM NÄCHSTEN HEFT



Flucht und Migration: Auf der Suche nach Zukunft

Weltweit waren Stand Juni 2024 knapp 123 Millionen Menschen gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Die Gründe sind unterschiedlich. Was sie verbindet, ist die Hoffnung auf (Über-)Leben und eine bessere Zukunft. Nicht immer gibt es ein Happy End. Was erleben flüchtende und geflüchtete Menschen? Gibt es sichere Migrationswege aus der Not? Und was passiert in den Ländern und Gesellschaften, die das Ziel der Flucht sind? Um diese Fragen geht es in der nächsten Ausgabe von EineWelt.

PODCAST

ZEIT FÜR
MISSION



Jetzt reinhören